

---

## Buchbesprechungen

**Jens Wietschorke**

**Wien – Berlin.** Wo die Moderne erfunden wurde. Ditzingen: Reclam 2023, 345 S.  
ISBN 978-3-15-011442-1.

Es ist so banal wie wahr: Städte bestehen nicht allein aus Gebäuden und Straßen, sondern ebenso aus Ideen und Erzählungen. Dieses „kulturelle Imaginäre“ (S. 25) prägt das Selbst- und Fremdbild von Metropolen und war bereits häufiger Gegenstand der Stadtforschung, wie sie etwa von Rolf Lindner vertreten wurde. Deutlich ist dabei, dass Städte ihre Identität nicht nur aus sich heraus bestimmen – wie sollten sie auch? –, sondern immer auch in Abgrenzung zu anderen. Genau ein solches Wechselverhältnis zweier Metropolen nimmt Jens Wietschorke in den Blick: Seine Darstellung des kulturellen Imaginären von Wien und Berlin im Zeitraum 1870 bis 1930 ist äußerst gelungen!

Wien und Berlin stehen bei Wietschorke paradigmatisch für zwei Wege in die Moderne – hier das traditionsbewusste „Wien bleibt Wien“, dort die ruhelos nach vorn strebende Metropole Berlin, die laut Karl Scheffler (1910) verdammt ist, „immerfort zu werden und niemals zu sein“. Wietschorke bleibt nun nicht dabei stehen, die Seiten seines Buches mit solchen Slogans zu füllen – was bei einem Berlin-Wien-Buch durchaus hätte geschehen können –, sondern verzahnt urbane Imaginarien mit urbanen Realien so miteinander, dass weder einem Vulgär-Materialismus (*Slogans spiegeln die gebaute Stadt*) noch einem Vulgär-Diskursivismus (*Stadt ist die Summe der Sätze über sie*) das Wort geredet würde. Gerade diese diskursiv-materiale Verzahnung hat den Rezensenten sehr begeistert; zumal Wietschorke zeigt, wie man theoretisch informiert argumentieren kann, ohne mit Theoretiker-Namen angestrengt klimpern zu müssen. Das kann man bei Wietschorke lernen, neben dem Vielen über Berlin und Wien:

Bis weit ins 19. Jahrhundert konnte Berlin nicht auf eine vergleichbare Vergangenheit verweisen wie Wien: Wien war als Kaiserresidenz und hochkulturelles Zentrum unangefochten führend im deutschsprachigen Raum. Erst mit der Reichsgründung 1871 und der anschließenden Hochindustrialisierung zog Berlin allmählich gleich und überflügelte Wien schließlich in den 1920er-Jahren. Nach dem Ersten Weltkrieg verschoben sich die Gewichte endgültig: Mit der Bildung Groß-Berlins 1920 überholte die Spreestadt die Donaumetropole an Einwohnerzahl und Wirtschaftsleistung und entwickelte sich in den 1920ern auch künstlerisch zum dominierenden Pol, während Wien durch den Zerfall der Monarchie erheblich an Strahlkraft verlor.

Diese Wechselwirkungen der Städtebilder arbeitet Wietschorke auf zwei Ebenen heraus. Zum einen analysiert er eine Fülle an literarischen Texten, in denen zeitgenössische Autor:innen Wien und Berlin vergleichend gegenüberstellen – der „vergleichende Blick“ selbst wird zum Untersuchungsgegenstand (S. 9). Zum anderen beleuchtet er die Lebenswege zahlreicher Persönlichkeiten, die zwischen beiden Großstädten pendelten und damit auch immer das Spiel der städtischen Gegen-Beobachtungen vorantrieben. Viele dieser Akteur:innen – nicht selten Jüd:innen – mussten ab 1933 aus Berlin und nach 1938 schließlich auch aus Wien emigrieren. Folgerichtig gerät das letzte Kapitel zu einer Geschichte des Exils, und im Fazit wird konstatiert, dass Nationalsozialismus, Krieg und die politischen Zäsuren nach 1945 die traditionellen Wien-Berlin-Tropen obsolet werden ließen; wobei – denkt man nur an die legendären Piefke-Beschimpfungen von Mundl, dem echten Wiener, der nicht untergeht – zumindest auf Wiener Seite noch bis heute eine recht stabile Distanzarbeit betrieben zu werden scheint, eben nicht wie Berlin zu sein.

Wietschorkes Studie besticht durch ihre doppelte Perspektive: Sie beleuchtet sowohl die topischen Metropolenbilder als auch die lebensweltlichen Transferprozesse zwischen Wien und Berlin. Zugleich zeigt der Autor, wie die gegenseitigen Stereotype als „Produkt eines selektiven Blicks“ (S. 304) entstanden – viele Beobachter:innen blendeten alles aus, was nicht ins vertraute Bild passen wollte. Indem Wietschorke diese Mechanismen offenlegt, vermeidet er selbst eine bloße Reproduktion der Klischees. Dies Ganze ist in einem elegant-essayistischen Stil verfasst, der zum Lesen einlädt.

Kritisch ließe sich allein anmerken, dass die Quellenauswahl sich fast ausschließlich auf den intellektuellen Diskurs der klassischen Moderne konzentriert. Eine stärkere Berücksichtigung populärkultureller Zeugnisse hätte das Panorama des urbanen Imaginären noch um querliegende Stimmen bereichert: Inwiefern spielt Wien bzw. Berlin für die Hackler vom Magaretenring oder die „Prolls mit Klasse“ überhaupt eine Rolle? Aber zum Vorwurf gereicht das nicht, denn: Sind Hackler und Prolls überhaupt so mächtig, um am Habitus ihrer Städte mitzuarbeiten? Wohl kaum.

Um es zusammenzufassen: Wietschorke hat eine überaus anregende Studie vorgelegt, die dem Verständnis der urbanen Moderne wichtige Impulse liefert. Wietschorkes Doppelpor­trät zweier Städte überzeugt sowohl durch theoretische Fundierung als auch durch erzählerische Eleganz. Das Buch ist damit nicht nur für die kulturwissenschaftliche Forschung von Bedeutung, sondern kann auch einem breiteren historisch interessierten Publikum nachdrücklich empfohlen werden.

*Sebastian Dümling, Würzburg*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.14>

**Michael Simon****Alltagskulturen.** Forschungsgeschichte – Themenfelder – Zugangsweisen.

Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2024, 228 S. (intro: Kulturwissenschaft).

ISBN 978-3-96821-841-0.

Bei dem Buch handelt es sich um eine neue Einführung in die Kulturanthropologie/ Europäische Ethnologie/ EKW/ Volkskunde. Es gliedert sich in fünf Kapitel, nämlich 1. Einführung, 2. Forschungsgeschichte(n), 3. Arbeitsfelder der jüngeren Alltagskulturforschung, 4. Herangehensweisen, 5. Schlusswort.

Im ersten Kapitel, der Einführung, werden grundlegende Begriffe geklärt, allen voran ‚Kultur‘ und ‚Alltag‘, doch auch der Volks-Begriff wird problematisiert. Im zweiten Kapitel wird die Forschungsgeschichte, beginnend mit Aufklärung und Romantik, skizziert. Das dritte Kapitel thematisiert Arbeitsfelder, auf welche die jüngere Forschung ihr Augenmerk lenkt, etwa Arbeitskulturen, Mobilität und Migration, Interkulturelle Kommunikation, Medien, Geschlecht und Körper, aber auch Bereiche, die bereits eine lange Tradition haben, etwa Brauch- und Ritualforschung, Glaubenswelten, Erzählforschung, Krankheit und Gesundheit. Am Ende befasst sich Simon zudem mit Katastrophen, die das Alltagsleben gehörig beeinträchtigen können. Das vierte Kapitel widmet sich methodischen Fragen, ist aber mit gut 20 Seiten kürzer gehalten als die anderen, weil, wie der Autor schreibt, dazu mittlerweile einige Standardwerke aus dem Fach vorhanden seien.

Alle vier Kapitel enden mit Zusammenfassungen, Hinweisen auf weiterführende Literatur sowie „Aufgaben und Diskussionsfragen“, die sich teils aus den Texten ergeben, teils zum weiteren Nachdenken anregen. Dazu zwei Beispiele aus dem Kapitel „Einführung“: 1. „Lassen sich die Werte einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung wie z. B. die geschlechtliche Gleichstellung kulturalistisch relativieren?“ (S. 34), 2. „Wie, wann und warum haben Sie sich schon einmal ‚fremd‘ gefühlt? Notieren Sie Ihre Erinnerungen und versuchen Sie, sie sich zu erklären“ (ebd.). Die Frage bezieht sich auf die ersten Seiten der Einführung, in der Simon, durchaus im autoethnografischen Sinn, von seiner Studienzeit in Südkorea erzählt, während der es eines Tages durch eine dort übliche, indes andere Art des Heranwinkens zu einem kulturellen Missverständnis mit seiner Vermieterin kam. Hieran anschließend befasst sich Simon mit der Frage des Eigenen und des Fremden. Diese Unterscheidung werde zwar durch Globalisierungsprozesse relativiert, erübrige sich indes nicht zur Gänze, weil allein schon durch Sprachbarrieren eine Vielzahl an Kulturen fremd bleiben werde (S. 14).

An dieser knappen Skizze zeigt sich zweierlei: Zum einen folgt Simon einem pädagogischen Grundprinzip, nämlich die Leserschaft dort abzuholen, wo sie steht. Das Buch richte sich zwar an all jene, welche sich für Fragen der Alltagskulturforschung interessieren, doch primär „an die Studierenden meines Faches Kulturanthropolo-

gie [...], für die ich in den vergangenen Jahren regelmäßig in den Anfangssemestern eine Einführungsvorlesung angeboten habe“ (S. 30). Bedingt durch die Mobilität der heutigen Studierenden werden sie sich, wenn sie den Anfang lesen, angesprochen fühlen, da ihnen gewisse Fremdheitserlebnisse vertraut sein dürften. Und wenn sie weiterlesen, werden sie feststellen, dass Simon allgemeinverständlich und spannend formuliert, womit eine weitere Voraussetzung genannt ist, um sich für das Fach zu interessieren. Man sollte nämlich nicht vergessen, dass wissenschaftliches Schreiben in erster Linie ein Dienst an den Leserinnen und Lesern ist, weswegen Allgemeinverständlichkeit besser ist als ein übertrieben komplizierter Wissenschaftsjargon, der in erster Linie der Selbstinszenierung dient, statt der Sache behilflich zu sein.

Der zweite Aspekt betrifft die Ausgewogenheit der Darstellung. Vielfach wird, wie bereits erwähnt, betont, die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden werde durch Globalisierungsprozesse relativiert. Dem kann man durchaus zustimmen, aber es ist gleichzeitig eine etwas einseitige Sicht, weil es immer Kulturen geben wird, die uns fremd bleiben, ganz abgesehen davon, dass auch die Begegnung mit anderen Kulturen kein Garant dafür ist, dass sie einem vertraut werden, weil man oftmals in eigenen Stereotypen verharret. Simon fragt sich daher zu Recht, „ob sich mit der Verschränkung der Wahrnehmungshorizonte wirklich die beiden besagten Kategorien erübrigen“ (S. 14).

Die Ausgewogenheit zeigt sich unter anderem auch in Simons Umgang mit der Fachgeschichte. Er hält sie für wichtig, weil man daraus lernen könne, „wie eng wissenschaftliches Arbeiten immer von den gesellschaftspolitischen Umständen abhängig ist“, weswegen die beliebte Vorstellung, „dass wir heute sehr viel weiter sind als unsere wissenschaftlichen Vorväter und -mütter“ gleichfalls „auf den Seziertisch einer selbstreflexiven Alltagskulturforschung“ gehöre (S. 30). Das Beispiel macht deutlich, dass Simon bei aller „Liebe zum Gegenstand“ eine kritische Distanz gegenüber dem Fach bewahrt.

Insgesamt betrachtet ist seine Einführung wärmstens zu empfehlen. Man merkt, dass er aus dem Vollen schöpft, denn der Autor hatte von 2000 bis 2022 die Professur für Kulturanthropologie/Volkskunde an der JGU in Mainz inne. Liest man das Buch, erhält man einen sehr guten Einblick in das Fach und seine Arbeitsfelder. Es ist allgemeinverständlich verfasst, bietet eine Fülle anschaulicher Beispiele und wahrt eine ausgewogen-kritische Einstellung gegenüber den Themen, mit denen er sich befasst.

*Bernd Rieken, Baden bei Wien*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.15>

**Gunther Hirschfelder/Lars Winterberg/René John/Jana Rückert-John/  
Corinna Schirmer (Hrsg.)**

**Fleischwissen.** Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten.  
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024, 519 S. (Umwelt und Gesellschaft, 29).  
ISBN 978-3-525-30253-8.

Fleisch nahm stets eine wesentliche Rolle in der menschlichen Ernährung ein. Mit der Produktion und dem Konsum von Fleisch veränderte sich menschliches (Zusammen-)Leben, zugleich sind Umgangsweisen mit Tier und Fleisch immer auch Indikatoren für gesellschaftliche Werte, Normen und Zusammenhänge. Der hier zu rezensierende Sammelband „Fleischwissen. Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten“ widmet sich eben jenen vielfältigen kulturellen Aushandlungsprozessen um Fleisch und seine Produktionslogiken. Basierend auf dem BMBF-Verbundforschungsprojekt „Verdinglichung des Lebendigen: Fleisch als Kulturgut“ ist der Band in fünf inhaltliche Kategorien gegliedert, die unterschiedliche Perspektiven auf die historische Entwicklung, gegenwärtige Diskurse sowie zukünftige Blickwinkel auf den Themenkomplex Fleisch eröffnen.

Der erste Teil des Bandes fokussiert die kulturhistorische Entwicklung der Fleischproduktion und des Fleischkonsums. Einleitend arbeitet *Gunther Hirschfelder* den Wandel vom „Wohlstandssymbol zur Krisenmetapher“ (S. 16) heraus und schafft damit den kontextuellen Rahmen für die nachfolgenden Beiträge. Daran anschließend skizziert *Uwe Spiekermann* anhand von zehn Thesen den Wertewandel im Umgang mit Fleisch im 19. und 20. Jahrhundert. *Ernst Langthaler* plädiert in seiner Analyse der Zusammenhänge zwischen Fleisch und Kapitalismus für eine Neubewertung unseres Erdzeitalters als „Kapitalozän“ – vielmehr denn als „Anthropozän“ –, um die „Schlüsselrolle des expandierenden Kapitalismus für die Gesellschaft-Umwelt-Beziehung“ (S. 84) hervorzuheben. *René John* erläutert anhand eines Exkurses in die Historie der Schlachthöfe die Invisibilisierung des Schlachtens – sowie daraus resultierende gesellschaftliche Entfremdungserfahrungen – nicht primär als Reaktion auf gesellschaftliche Sensibilitäten, sondern vielmehr als Effekt eines Rationalisierungsprozesses.

Den Blick auf gegenwärtige Diskurse richtet der zweite Teil des Bandes. Mit einem Fokus auf die „Materialitäten des Fleischwissens“ (S. 174) gewährt der Beitrag von *Lars Winterberg* (mit *Alexandra Regiert* und *Anna Häckel-König*) auf Basis einer eindrucksvollen ethnografischen Begleitung eines Wurfs Ferkel Einblicke in die meist verborgenen Dynamiken der Fleischindustrie. Basierend auf Winterbergs Feldnotizen reflektiert *Oliwia Murawska* aus posthumaner Perspektive das „Gestimmtsein“ von Schweinen; dieser Beitrag besticht nicht nur durch seine theoretischen „Suchbewegungen“ (S. 202), sondern auch durch seine exemplarische Umsetzung einer kollaborativen Forschungsstrategie. Aus Sicht der *Multispecies Studies*

plädiert *Michaela Fenske* für eine Sichtbarmachung der Schweine als mit „Agency versehene Lebewesen“ (S. 216), um eine detaillierte Analyse komplexer Wirtschaftsgemeinschaften zu ermöglichen.

Weiter geht es mit Einblicken in verschiedene Museums- und Ausstellungskontexte: *Corinna Schirmer* untersucht Kochbücher auf ihr Fleischwissen hin, *Moritz Jungbluth* berichtet aus regionalhistorischer Perspektive über den Fleischkonsum im Westerwald, während *Michael Schimek* anhand verschiedener Beispiele aus der Museumswelt (etwa Präsentationen von Metzgereien oder Durchführung von „Schlachtfesten“) argumentiert, dass Freilichtmuseen letztlich als „Mensch-Tier-Museen“ (S. 269) sowie als „Fleischwissens-Agenturen“ (S. 285) verstanden werden können.

Der vierte Bereich versammelt Beiträge zu politisierten Arbeits- und Alltagspraktiken: *Melanie Speck*, *Lynn Wagner*, *Lena Hennes* und *Xenia El Mourabit* analysieren die Bedeutung außerhäuslicher Verpflegung hinsichtlich nachhaltiger Transformationspotenziale im Ernährungssystem, und *Ina Bolinski* untersucht, wie neue analoge sowie digitale Umgangsformen mit Nutztieren das Verhältnis zwischen Mensch und Tier beeinflussen können. *Joshua Specht* analysiert am Beispiel der Arbeitsbedingungen in US-Schlachthöfen während der Covid-19-Pandemie Momente der Sichtbarwerdung unsichtbarer Formen der Ausbeutung. In ähnlicher Weise beleuchtet *Jana Stöxen* die Prekarität mobiler Beschäftigter aus Osteuropa.

Der Abschluss des Bandes richtet den Blick nach vorn: Er beschäftigt sich mit Alternativen zum herkömmlichen Fleischkonsum und schaut in die Zukunft der Ernährung. *Martin Winter* reflektiert über verschiedene Wissensformen rund um das Protein; *Birgit Beck* setzt sich kritisch mit dem „Sinn und Unsinn“ (S. 446) von Fleischersatzprodukten auseinander; abschließend untersuchen *Jana Rückert-John*, *Tonia Ruppenthal* sowie *Nils Schweers* anhand einer Online-Befragung, ob fleischfreie Ernährung eine Generationenfrage ist und welche Bedeutung dem sozialen Milieu dabei zukommt.

Allein der hier aus Platzgründen leider unvollständige Überblick zeigt: Der Sammelband ist reich gefüllt mit vielfältigen Beiträgen, welche unterschiedliche Zugänge, theoretische Rahmungen sowie thematische Schwerpunkte verfolgen. Die Struktur erscheint durchgehend logisch aufgebaut; trotz ihrer Diversität bauen die Beiträge sinnvoll aufeinander auf. Besonders hervorzuheben ist die Variabilität der Textarten: Neben klassischen wissenschaftlichen Beiträgen sind auch Expert:inneninterviews sowie Projektberichte integriert, was den Band um Perspektiven außerhalb rein universitärer Arbeitskontexte bereichert. Kleinere Wiederholungen einzelner Inhalte sind aufgrund gemeinsamer thematischer Grundzüge nachvollziehbar. Die Frage nach der Zukunft unserer Ernährung zählt zweifellos zu den drängenden Herausforderungen unserer Zeit. Dieser äußerst lesenswerte Band lie-

fert wertvolle Impulse für weiterführende Diskussionen und sollte daher dringend Beachtung finden.

Marie Scheffler, Vechta

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.16>

### **Inga Wilke**

**Muße als Strategie.** Eine Kulturanalyse von Achtsamkeits- und Entschleunigungskursen. Münster/New York: Waxmann 2023, 270 S. (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 5; zgl. Freiburg, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-8309-4607-6.

#### *The Trick Is to Keep Breathing*

Der titelgebende Song der Band Garbage aus dem späten 20. Jahrhundert thematisiert melancholisch das fragile Gleichgewicht moderner Lebensführung und die Versprechen gegenwärtiger Selbstsorgepraktiken – und taucht in Inga Wilkes Ethnografie als deutschsprachiger Slogan in der Werbung für Freiburger Achtsamkeitskurse wieder auf. In den von Wilke ethnografisch begleiteten Mußekursen wird das Atmen im wörtlichen wie im übertragenen Sinne zum Symbol einer Suche nach Entlastung von den Zumutungen der Gegenwart. Ihre 2023 erschienene Dissertation eröffnet damit einen Blick auf jene kleinen Fluchten und tastenden Versuche, die den Alltag zwischen Leistungsanforderungen und dem Wunsch nach einem ‚guten Leben‘ strukturieren.

Wilke verbindet einen dichten empirischen Zugriff mit einem klaren Plädoyer für eine alltags- und akteurszentrierte Perspektive darauf, wie Menschen in ihrer konkreten Lebenspraxis den Herausforderungen einer beschleunigten und leistungsorientierten Gesellschaft begegnen. Damit schließt sie an aktuelle Debatten in der Empirischen Kulturwissenschaft an und liefert einen wichtigen Beitrag zu einer differenzierten ethnografischen Analyse der Zumutungen der Gegenwart.

Die Arbeit widmet sich den Praktiken von Menschen, die im Rahmen sogenannter Muße-kurse nach Entlastung von den Anforderungen eines durch Leistung und Selbstoptimierung geprägten Alltags suchen. Im Zentrum stehen ethnografische Beobachtungen in Kursen und Workshops, die Achtsamkeit, Entschleunigung und alternative Formen der Lebensgestaltung vermitteln. Wilke untersucht dabei, wie Teilnehmende diese Angebote nutzen, um eigene Handlungsspielräume auszuloten und den Herausforderungen des Leistungsprinzips zu begegnen.

Die Arbeit folgt einem klar strukturierten Aufbau: Nach der Einführung und theoretischen Verortung des Muße-begriffs werden die empirischen Analysen entlang zentraler Themenfelder entfaltet. Dazu gehören Fragen nach der sozialen Verfügbarkeit von Muße, den biografischen Voraussetzungen für den Zugang zu entspre-

chenden Kursen und der performativen Einübung von Mußepraktiken im Alltag. Besonders hervorzuheben ist Wilkes Fokus auf das Lernen: Muße erscheint nicht als selbstverständlich verfügbare Ressource, sondern als Kompetenz, die in spezifischen sozialen Kontexten aktiv erworben und kultiviert wird. Dabei bleibt die Frage präsent, in welchem Verhältnis diese alltagspraktischen Aneignungen von Muße zu den größeren gesellschaftlichen Diskursen über Leistung und Selbstoptimierung stehen – eine Perspektive, die im weiteren Verlauf kritisch diskutiert wird.

Wilkes Arbeit überzeugt zudem durch die Auseinandersetzung mit theoretischen Zugängen zu Leistung, Selbstsorge und Subjektivierung. Hervorzuheben ist ihr differenzierter Umgang mit der Frage, inwieweit gegenwärtige Selbstsorgepraktiken – wie sie in den untersuchten Mußekursen zum Ausdruck kommen – als Reaktion auf die Anrufungen einer neoliberalen Gegenwart zu verstehen sind. Die Autorin plädiert überzeugend für eine ethnografische, akteurszentrierte Perspektive jenseits der vielfach – etwa von Bröckling – analysierten ‚Zurichtungsperspektive‘ auf Subjektivierungsphänomene. Dabei rekurriert sie mit Gewinn auf Eberhard Wolffs Kritik am ‚Skandaltypus‘ als analytischer Figur, die zu vorschnellen kulturkritischen Lesarten gegenwärtiger Subjektivierungsformen verleiten kann.

Einen lohnenden Vergleich eröffnet die Arbeit auch im Hinblick auf frühere kulturanthropologische Analysen von Kursformaten, wie sie etwa Elisabeth Timm in ihrer Ethnografie zu Benimmkursen (Ausgrenzung mit Stil, 2001) vorgelegt hat. Während Timm die Funktion solcher Kurse präzise als Orte der sozialen Distinktion und Normsetzung herausarbeitet, zeigt Wilke, wie in Mußekursen gesellschaftliche Anforderungen nicht nur reproduziert, sondern auch infrage gestellt und individuell umgedeutet werden. Beide Arbeiten verdeutlichen, dass Kurse als kulturelle Formate zentrale Räume der Aushandlung gesellschaftlicher Werte, Normen und Lebensstile bilden – sei es im affirmativen Sinne oder im tastenden Entwurf von Alternativen.

Ich frage mich – ohne die überzeugende ethnografische Leistung der Arbeit minimieren zu wollen –, ob der konsequent verfolgte alltagspraktische Zugriff nicht um eine vertiefte Diskussion hätte ergänzt werden können. Etwa darüber, wie sich diskursive Anrufungen und individuelle Taktiken in den beobachteten Kontexten konkret verschränken. Hier hätte eine stärkere Auseinandersetzung mit praxistheoretischen Überlegungen oder ein expliziter Bezug auf de Certeaus Konzept der ‚Taktiken‘ – statt der von Wilke als titelgebend verwendeten ‚Strategien‘ – das theoretische Profil der Arbeit weiter geschärft. Vielleicht hätte hierfür eine noch engere Orientierung an Markus Tauscheks differenzierten Auseinandersetzungen mit den Ambivalenzen von Muße im Kontext neoliberaler Selbstoptimierung weitere Pfade eröffnen können – auch wenn dies möglicherweise ein Abgrenzungsproblem zu seinen Arbeiten mit sich gebracht hätte. Die Prägung des Freiburger ‚Muße‘-SFB ist in Wilkes Buch jedenfalls deutlich zu spüren. Teilweise erschien mir die Verwendung des in der Dissertation selbst als konzeptuell wie phänomenbezogen eher unklar bezeichneten

Begriffs ‚Muße‘ unnötig. Schwingt doch tendenziell der klassenspezifische und altmodisch-bürgerliche Charakter des Begriffs immer mit – wie von Wilke selbst auch gewinnbringend gegen Ende der Arbeit beim Thema „Muße als Privileg“ noch einmal hervorgearbeitet wird. Ich habe mich gefragt, ob die Arbeit mit der Verwendung emischer und gegenwartsnäherer Begriffe wie ‚Achtsamkeit‘ oder ‚Auszeit‘ wirklich Verluste gemacht hätte.

Auch die Verwendung des Begriffs der ‚Gegenwartsdiagnose‘ wirft Fragen auf. Während Wilke sich explizit auf die soziologische Konzeption von Alkemeyer et al. bezieht, bleibt unklar, ob die in den Mußekursen beobachteten alltagspraktischen Aushandlungen tatsächlich die gesellschaftliche Reichweite und Wirkmächtigkeit entfalten, die Alkemeyer und Kolleg:innen mit diesem Begriff verbinden. Hier wäre es lohnenswert gewesen, die Spannungen zwischen mikrosozialen Praktiken und makrosozialen Diskursen stärker zu reflektieren und weiterzuerfolgen. Gerade in einer ersten ethnografischen Sichtbarmachung dieser Verschränkungen liegt aber gleichsam eine der zentralen Leistungen dieser Dissertation.

Besonders hervorzuheben ist Wilkes feines Gespür für die alltäglichen Dimensionen von Lern- und Übungsprozessen. Muße erscheint in ihrer Analyse nicht als statische Ressource, sondern als ein kulturelles Können, das in spezifischen sozialen Kontexten erst erlernt, erprobt und situativ hervorgebracht wird. Dieser Zugang öffnet den Blick dafür, Muße nicht nur als Gegenbegriff zu Leistung zu denken, sondern als eine eigenständige Praxis, die neue Handlungs- und Deutungsräume erschließen kann.

Hervorzuheben sind zudem die im Schlussteil der Arbeit aufgeworfenen Anschlussfragen, die zentrale Themen wie die Rolle emotionaler Ökonomien im Kontext von Selbstsorgepraktiken in den Blick nehmen. Diese Überlegungen eröffnen aus meiner Sicht theoretische Perspektiven, die das Potenzial haben, in der Arbeit bereits angelegte Diskurse weiterzuführen. Ein vertiefender Blick in Richtung der Kapitalismus-Soziologie, wie ihn Eva Illouz mit ihrer Analyse affektiver Bindungen im neoliberalen Kontext vorschlägt und Wilke im Ausblick der Arbeit aufgreift, erscheint hier als sinnvoller Impuls. Fast – aber nur fast – bleibt man ein wenig traurig zurück, weil die möglichen analytischen Anschlüsse im Ausblick so klar aufgezeigt werden, dass man sich doch kurz fragt, warum sie nicht in der Arbeit selbst verfolgt wurden.

Bei allen offengebliebenen Perspektiven legt die Autorin eine differenzierte ethnografische Analyse der Zumutungen der Gegenwart vor, die das Phänomen der Mußekurse ausleuchtet und Impulse für weiterführende Diskussionen in der Empirischen Kulturwissenschaft setzt. Ich nehme aus der Lektüre vor allem mit, dass es die leisen, tastenden Versuche sind, in denen sich die großen Fragen nach dem ‚guten Leben‘ immer wieder neu verhandeln – *the trick is to keep breathing*.

Maren Heibges, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.17>

**Patrick Wielowiejski****Rechtspopulismus und Homosexualität.** Eine Ethnografie der Feindschaft.

Frankfurt am Main: Campus 2024, 398 S. (Politik der Geschlechterverhältnisse, 65; zgl. Berlin, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-593-51960-9.

Feinde, Freunde, tolerierte Mitläufer oder ein nutzvolles Instrument im politischen Kampf – welchen Platz nehmen Homosexuelle im politischen Imaginären der AfD ein? Anhand der *multi-sited ethnography*, die den Mitgliedern der Interessengruppierung Alternative Homosexuelle (AHO) innerhalb der AfD folgt, und der Analyse eines großen Korpus an rechten Medien geht Patrick Wielowiejski dieser Frage nach. Seine Analyse zeigt, dass das Bekenntnis zur Aufrechterhaltung der heteronormativen Familie, zum Genderessentialismus und zum anti-muslimischen Rassismus es Homosexuellen ermöglicht, sich von Feinden zu Freunden der Rechtsaußenpartei zu reklassifizieren. Dennoch bleibt diese Beziehung aufgrund der widersprüchlichen Natur der rechtspopulistischen Imagination äußerst instabil.

Der erste Teil des Buches verortet das Werk in der Anthropologie des Politischen und reflektiert die Spannung zwischen ethnografischer Empathie und politischem Antagonismus in rechten Feldern. Wielowiejski analysiert das politische Imaginäre der äußersten Rechten als Figuration, in der die von ihm untersuchten homosexuellen Akteure versuchen, sich als Freunde der AfD zu positionieren, indem sie sich von Figuren wie „den Linken“ oder „dem Islam“ als Feinde abgrenzen. Besonders überzeugend ist Wielowiejskis reflexive Herangehensweise an die eigene Verstrickung in die Schmitt'sche Freund-Feind-Logik seines Feldes. Sein an Chantal Mouffe angelehnter Ansatz des „strategischen Agonismus“ ermöglicht es ihm, seine antifaschistische Positionierung zu wahren, ohne die notwendige ethnografische Nähe zu gefährden. Der Ansatz setzt voraus, dass der/die Forschende und die Forschungsteilnehmenden sich gegenseitig als „legitime Antagonisten“ anerkennen, was jedoch nicht in jedem Feld möglich ist.

Der im Vorfeld ausgeführte theoretische Zugang fundiert eine präzise Analyse der Integrationsstrategien für Homosexuelle im Imaginären der AfD. Wielowiejski zeigt, dass die AfD mit einer spezifischen Definition von Homophobie operiert, die ausschließlich physische Gewalt gegen Homosexuelle umfasst. Dies erlaubt der AfD, Homophobie auf „echte Rechtsextreme“ (historische Nationalsozialisten und gegenwärtige NPD) zu externalisieren und sich selbst ex negativo als „Nicht-Feinde“ der Homosexuellen zu positionieren (S. 216). Weiterhin identifiziert Wielowiejski zwei ethische Strategien, derer sich die „guten Homosexuellen“ in der AfD bedienen, um toleriert zu werden: einerseits die „Ethik der homonormativen Gleichheit“, die durch „normales“ Verhalten, insbesondere Diskretion, gleiche Rechte (wie die Ehe für Alle und Adoptionsrecht) anstrebt; andererseits die „Ethik der heteronormativen Differenz“, die die ‚Abnormalität‘ der Homosexuellen akzeptiert und daher auf Gleichheitsansprüche verzichtet. Der von Wielowiejski gewählte ethische Ansatz gehört zu

den besonderen Stärken des Buches. Wie der Autor selbst betont, ermöglicht diese Herangehensweise im Kontrast zu einem ideologiekritischen oder psychoanalytischen Ansatz, die Praktiken der AHO zu analysieren, ohne den Akteuren „Selbsthass“ oder „falsches Bewusstsein“ zu unterstellen (S. 174).

Im letzten Kapitel des zweiten Teils untersucht Wielowiejski, wie die AfD und die AHO die Figur „des Islams“ als gemeinsamen Feind konstruieren, damit Homosexuelle zu Freunden der Partei werden können. Obwohl der antimuslimische Rassismus als ideologischer „Zement“ fungiert, der heterogene Akteur\_innen innerhalb und jenseits der AfD verbindet, verdeutlicht Wielowiejskis tiefgreifende Analyse, dass die AHO trotz ihrer Appelle an ethnosexistischen Alltagsverstand unter AfD-Wähler\_innen bedeutende Skepsis aufgrund ihrer „bunten“ Symbolik erntet. Eine Schwäche des Kapitels ist die unzureichende Darstellung, inwieweit antimuslimischer Rassismus tatsächlich im Alltagsverstand homosexueller AfD-Mitglieder verankert ist und welche Rolle er im Prozess kollektiver politischer Subjektivierung der AHO-Mitglieder tatsächlich spielt. Wielowiejski stützt sich primär auf die Aussagen eines heterosexuellen organischen Intellektuellen aus der AfD, ohne die Perspektiven homosexueller AHO-Mitglieder systematisch einzubinden.

Im dritten Teil untersucht Wielowiejski drei weitere Figurationsstrategien, mit denen die AHO versucht, die Assoziation zwischen Homosexuellen und linken/„Establishment“-Parteien zu brechen und die Äquivalenzkette mit der AfD zu etablieren: historische Homosexuelle in rechter Politik, Antigenderismus und populistische Provokation. Wielowiejski illustriert, dass AHOs Auseinandersetzung mit der Geschichte sowohl eine strategische als auch eine affektive Dimension hat, zwischen denen eine hohe Spannung besteht. Während die AHO versucht, eine „Patriotismuskampagne“ mit historischen Figuren wie Alexander von Humboldt zu veranstalten, illustrieren die in ethnografischen Vignetten abgebildeten intimen Gespräche ihre Faszination für die maskulinistischen Strömungen der Weimarer Republik und die Homosexuellen in den Reihen der SA. Besonders aufschlussreich in Wielowiejskis tiefgreifender Analyse des Antigenderismus ist die Feststellung der Diskrepanz zwischen aggressiver antigenderistischer Rhetorik und mangelnden praktischen Wissensbeständen darüber, was Gender und Genderpolitik eigentlich bedeuten. Gender als leerer Signifikant ermöglicht eine populistische Figurierung „der Linken“ als Befürworter der vermeintlichen Auflösung der Identität. Im Kontrast dazu können „in ihrer Männlichkeit gefestigte“ (in Björn Höckes Worten) antigenderistische rechte schwule cis-Männer ins rechtspopulistische „Wir“ aufgenommen werden, während queere Personen ausgeschlossen werden und Frauen und Lesben unsichtbar bleiben (S. 315).

Kritisch lässt sich anfügen, dass obwohl die „Figurierung der Linken“ alle Kapitel durchzieht, eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen den AHO-Mitgliedern und dieser Figur fehlt. Das Verhältnis zwischen den AHO-Mitglie-

dem und linken, insbesondere homosexuellen Aktivist\_innen bleibt weitgehend unerforscht. Obwohl „die Linken“ und insbesondere die etablierte LGBTQ+-Bewegung kontinuierlich als Abgrenzungsfolie und konstitutives Außen im politischen Imaginären der AHO fungieren, erfolgt keine systematische Auseinandersetzung mit dieser relationalen Dynamik.

Dennoch ist das vorgelegte Werk von Patrick Wielowiejski ein sehr gelungenes Beispiel für eine engagierte Ethnografie, die auch den Leser\_innen außerhalb der Disziplin zu empfehlen ist. Das Buch arbeitet detailliert die widersprüchlichen Mechanismen heraus, durch die rechtspopulistische Bewegungen versuchen, Homosexuelle zu integrieren, und bietet zugleich wichtige methodologische Reflexionen für die Feldforschung in politisch antagonistischen Feldern.

Roman Olshevskiy, Mainz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.18>

### Ruzana Liburkina

**The Visible Hands That Feed.** Responsibility and Growth in the Food Sector.

Lincoln: University of Nebraska Press 2023, 240 S. (zgl. Berlin, Univ., Diss., 2020).

ISBN 978-1-4962-3029-4.

Das Sprichwort „Don't bite the hand that feeds you“ („Beiße nicht die Hand, die dich füttert“) kann einerseits als Ausdruck von Dankbarkeit gelesen werden, ist aber andererseits ein Hinweis auf Unterwerfung und Abhängigkeit. Angelehnt an dieses Bild möchte Ruzana Liburkina in ihrem Buch beides verbinden: die Anerkennung für die Arbeit im Lebensmittelsektor – für diejenigen, die Lebensmittel anbauen, produzieren, transportieren und servieren – und eine kritische Analyse der Machtverhältnisse. Insbesondere geht es ihr darum, diejenigen sichtbar zu machen, die zwischen den beiden Enden der Lebensmittelketten, von der Bäuer:in bis zum Kellner, tätig sind.

Dies geschieht in neun Kapiteln auf der Grundlage ethnografischer Feldforschung entlang zweier Versorgungsketten (*foodchains*): einer für Brot und einer für Reis. Die Brotkette ist kurz, lokal und alternativ, verortet innerhalb Deutschlands. Die Reiskette ist großbetrieblich und konventionell, beginnt in Uruguay und ist transatlantisch organisiert. Liburkina beschreibt beide Ketten als durchschnittlich: Sie möchte lieber die Regel statt der Ausnahme zeigen und somit die alltäglichen Logiken und Praktiken sichtbar machen. In beiden Ketten untersucht sie vier pseudonymisierte Akteur:innen bzw. Betriebe: Zur Reiskette gehören beispielsweise der internationale Großhändler „Xefood“ oder der uruguayische Reisproduzent „Fortos“ und zur Brotkette die Großbäckerei „Regiback“ oder „Naturdörfchen“, ein Öko-Landwirtschaftsbetrieb. So unterschiedlich die Ketten auf den ersten Blick sein mögen, geht es Liburkina nicht um eine binäre Gegenüberstellung, vielmehr sollte der Fokus

auf Kontingenzen, Widersprüchen und Ambivalenzen liegen. Es gibt kein systematisches Vergleichen, sondern ein „Hopping from site to site“ (S. 13), das im Sinne eines „Dialogs“ (S. 26) zwischen den Beobachtungen funktioniert.

Das *mixed-methods*- und *multi-sited*-Forschungsdesign umfasst teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtungen sowie 56 leitfadengestützte Interviews mit Arbeitenden und Expert:innen aus dem Lebensmittelsektor in und um insgesamt acht Lebensmittelbetriebe. In den zwei Jahren ihrer Feldforschung – in Deutschland und in Uruguay – ist Liburkina sehr tief in die Materie eingetaucht: Sie unterstützte Menschen bei unterschiedlichen beruflichen Tätigkeiten, spricht von Freundschaften und Konflikten, denen sie beiwohnte, und lernte viel über die praktischen Abläufe der Lebensmittelproduktion und -zubereitung. Theoretisch stützt sie sich dabei hauptsächlich auf praxeologische Ansätze (Schatzki, Reckwitz, Mol).

Die neun Kapitel sind in vier Teile gegliedert: Neben Einleitung und Schlusskapitel fokussieren zwei Hauptblöcke die Themen Verantwortung (*Responsibility*) und Wachstum (*Growth*). In jeweils drei diesen Aspekten zugeordneten Kapiteln werden sie schauplatzübergreifend behandelt. In Kapitel 3 (*The Sway of Demand in the Afterlife of Consumption*) argumentiert Liburkina, dass Nachhaltigkeitsappelle an Konsument:innen zu kurz greifen, da Nachfrage ein soziales Konstrukt und keine natürliche Gegebenheit sei, welche von Unternehmen aktiv produziert werde. In Kapitel 4 (*The Inconsistencies of Audit Culture in the Food Sector*) widmet sie sich der sogenannten *Audit-Culture* (Kontroll-Kultur), die sich in Praktiken wie akribischem Temperaturmessen oder lückenloser Dokumentation zeigt. Dass *Audit-Culture* häufig zum Selbstzweck verkommt, zeigt das Beispiel einer „Xefood“-Mitarbeiterin, die berichtet, sie habe für zwei Wochen aufgehört, Excel-Dokumente auszufüllen: „As expected, no one even noticed“ – niemand hat es bemerkt (S. 72). In Kapitel 5 (*Perseverant Partial Responsibilities for Others*) werden Formen geteilter Verantwortung gezeigt: etwa Kooperationen mit Forschung und Staat in der Reiskette oder Beziehungsarbeit und Wissensaustausch in der Brotkette.

Im *Growth*-Themenblock wird in Kapitel 6 (*Strategic Scalability of Social Connectedness*) gezeigt, dass soziale Verbundenheit auch bei größeren Unternehmen in der Reiskette strategisch genutzt und ökonomisiert wird, aber auch Wandel fördern kann. Kapitel 7 (*Embracing and Rejecting the Vision of Growth in Practice*) beschreibt, wie die Akteur:innen Wachstum als situative Praxis erleben, die im Alltag verhandelt wird. Kapitel 8 (*How Compromises Compromise Totalizing Visions*) ist ein Plädoyer für die produktive Bedeutung von Kompromissen: Transformation geschehe oft nicht durch konsequente Reinheit, sondern durch Ambivalenz, Hybridität und widersprüchliche Praktiken.

Das Buch folgt keiner linearen Darstellung der beiden Ketten, sondern rückt den Alltag der Mitarbeitenden sowie deren Umgang mit den übergeordneten Themen Verantwortung und Wachstum ins Zentrum. Die Sprache ist dicht und die Struktur

anspruchsvoll, was teilweise etwas zulasten der Zugänglichkeit geht. Besonders reflektiert wird die Rolle der Ethnografin und der Ethnografie selbst: Die Ethnografin kann nicht nur Abläufe sichtbar machen, sondern auch die Stabilisierungseffekte, die ökonomische Ordnungen als alternativlos erscheinen lassen (S. 12). Ethnografie wird dabei verstanden als Akt der Diplomatie, die Wissen zwischen unterschiedlichen sozialen Welten vermitteln kann (S. 179). Eine kritische Haltung gegenüber den hegemonialen Marktlogiken scheint zwar durch, Liburkina bleibt aber politisch zurückhaltend. Diese bewusste Zurückhaltung normativer Urteile erlaubt zwar differenzierte Einblicke, bleibt aber auch dort undeutlich, wo eine politische Positionierung vielleicht wünschenswert wäre, zum Beispiel hinsichtlich der Frage, wie die Verantwortung in globalen Ernährungssystemen gerechter verteilt werden könnte.

Laila Gutknecht, Zürich

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.19>

### Raphael Reichel

**Männerparadies.** Deutsche Rentner in Thailand zwischen Nostalgie und Stigma. Bielefeld: Transcript 2024, 314 S. (Kultur und soziale Praxis; zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-8376-7232-9.

Ruhesitzmigration deutscher Männer nach Thailand erfreut sich steigender Beliebtheit. Warum entscheiden sich deutsche Rentner dafür? An dieser Stelle setzt Raphael Reichels Dissertation an. Sein Interesse gilt den Motivationen, biographischen Hintergründen, Erwartungen, in Thailand gelebten Alltags, der Rolle von sexuellen Beziehungen sowie Diskursen im Feld. Während sich die Studie damit im Forschungsfeld der Migration, speziell der transnationalen Ruhesitzmigration, einordnen lässt, werden vor allem Verbindungen zur Männlichkeitsforschung im Laufe der Analyse sichtbar.

Reichel möchte einen kritischen Beitrag zu einem moralisch aufgeladenen und von oberflächlichen Erklärungsmustern gekennzeichneten Feld leisten, was ihn vor Herausforderungen in Form von *empathy walls* (S. 27–33) und „Grenzen persönlicher Überzeugung“ (S. 33) stellt. Die empirische Basis bilden 24 Interviews, informelle Gespräche und teilnehmende Beobachtungen, die bei zwei Feldforschungsaufenthalten in den Jahren 2016 und 2017 entstanden. Ergänzt wird das Material durch eine Medienanalyse, bei der v. a. auf Erzeugnisse zurückgegriffen wurde, die im Untersuchungsfeld auf Resonanz stießen.

Nach kurzen Einführungen zeigt Reichel die Entwicklung des thailändischen Tourismus auf. Er weist darauf hin, dass sexuell motivierte Thailand-Besuche in den sogenannten *Rest & Recuperation*-Aufenthalten der US Army während des Vietnamkrieges in den 1960er-Jahren ihren Ursprung hatten und wie sich die heute

speziell in Pattaya vorhandene Infrastruktur der Sexindustrie entwickelte. Danach folgt die eigentliche Analyse. Unter „Paradies und Alltag“ spürt Reichel dem Grund der ersten Reise nach Thailand über den Entschluss zur Migration bis hin zur Etablierung neuer Alltage nach. Schwellenereignisse wie Rente oder Krankheit waren meist Auslöser für den initialen Besuch, der Prozess bis zur Migration verlief individuell unterschiedlich. In der Organisation des Alltags findet Reichel Varianten, die sich weitgehend „jenseits der gängigen Klischees von Feinripp-Unterhemd und Bierbauch“ (S. 63) abspielen. Unterschiede reichen von festen Strukturen wie in Deutschland über Strukturen des Urlaubs bis hin zu vollkommener Strukturlosigkeit. Aushandlungen des „Paradieses“ finden später vor allem über die finanzielle Situation und intime Beziehungen statt, die nicht selten miteinander verwoben sind. Im Diskurs werden gerade die Beziehungen älterer Männer mit jungen Thailänderinnen thematisiert, was nicht ohne Auswirkungen auf die Rentner bleibt. Im Kapitel „Stigma und Rechtfertigung“ untersucht Reichel mit Erving Goffmans Stigma-Theorie die Wahrnehmung seines Feldes als *sexpats*, nachdem sich zeigte, dass „Stigma-Diskurse und entsprechende Rechtfertigungsnarrative in der Community verhandelt wurden“ (S. 111). Er bescheinigt ein umfassendes Stigma-Management, das sich weniger im Negieren der Existenz des Phänomens als in der individuellen Abgrenzung oder der Umwälzung auf andere zeigt. Dabei betrifft die Rechtfertigung sowohl die Rentner selbst als auch ihre Partnerinnen, die sie narrativ mit Sexarbeiterinnen kontrastieren. In den Äußerungen über (potenzielle) Beziehungen mit Thai-Frauen spiegelt sich auch die Vorstellung von Rollenbildern wider, wie der Autor im finalen Analysekapitel „Nostalgie und Männlichkeit“ darstellt. Thailand bildet in den Augen der Rentner eine traditionelle, aber sexuell offene Kontrastfolie zu einem von gesellschaftlicher Diversifizierung und Feminismus geprägten Deutschland, was zu „patriarchale[r] Nostalgie“ (S. 171–174) führt und sich im „Doing Dominance“ (S. 206–210) manifestiert. Die thailändischen Partnerinnen sind bereit, die ihnen zugewiesene Rolle auszuführen, um ökonomische Bedürfnisse zu stillen, was einem Vertrag gleichkommt. Fällt ein Teil des Deals weg, z. B. durch Krankheit des Mannes, führt dies zur Kündigung, sodass am Ende des Lebens in Thailand nicht selten die Einsamkeit steht.

„Männerparadies“ ist ausgesprochen gut lesbar und gewährt tiefe Einblicke in klischeebehaftete Lebensentwürfe, die bisher verwehrt waren. Reichels Dissertation macht die individuellen Aushandlungen der betrachteten Rentner in zahlreichen Interviewausschnitten sichtbar, was wertvolle Erkenntnisse generiert. Stehen die Äußerungen des untersuchten Feldes merkbar in Kontrast zu den Idealen des Autors, bedarf es umso mehr Durchhaltevermögen, was eine gesonderte Würdigung verdient.

Mit Blick auf ein größeres Lesepublikum zwar nachvollziehbar, aus wissenschaftlicher Perspektive jedoch störend, ist die Darlegung des Forschungsdesigns im Anhang. Die Fragestellungen sind in den einleitenden Kapiteln zwar knapp, aber

eben verkürzt dargestellt. Erst im Anhang wird ersichtlich, dass das übergeordnete Erkenntnisinteresse in der Rolle von Paarbeziehungen lag und der häufige Fokus darauf nicht an einer gescheiterten Auslotung von Nähe und Distanz. Bezüglich des Forschungsdesigns merkt Reichel selbstkritisch an, dass sein Aufenthaltsort während der Feldforschung in Bangkok war. Fraglich ist, ob „Deutsche Rentner in Pattaya“ nicht die bessere Wahl für den Untertitel gewesen wäre. Reichel führte zwar vereinzelte Interviews in Bangkok, beschränkt sich in der Beschreibung der örtlichen Strukturen jedoch ausschließlich auf den *sexscape* Pattaya. Möglicherweise sind die Ergebnisse auch mit einer örtlichen Spezifik verknüpft.

Insgesamt ist das Buch absolut lesenswert, und Reichel gelingt es in weiten Teilen hervorragend, die eingangs thematisierte Herausforderung von Nähe und Distanz in einem von Klischees und Vorurteilen durchdrungenen Feld nicht nur anzunehmen, sondern zu meistern.

Monika Bäuerlein, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.20>

### **Chiara Bortolotto**

**Will Heritage Save Us?** Cambridge Elements in Critical Heritage Studies.

Cambridge: Cambridge University Press 2025, 71 S. ISBN 978-1-009-50910-7.

Die „Cambridge Elements in Critical Heritage Studies“ bieten Wissenschaftler\*innen Gelegenheit, in konzisen, die Länge eines ausführlichen Artikels wenig überschreitenden Büchern aktuelle, anspruchsvolle Arbeiten zu veröffentlichen. Damit soll verdeutlicht werden – so der Serienklappentext –, von welcher akuter Relevanz es ist, den heutigen Gebrauch von *Heritage* im Gestalten von Zukunft kritisch zu analysieren und zu verstehen. Chiara Bortolottos Beitrag mit dem provokanten Titel „Wird Heritage uns retten?“ wird diesem Ziel mehr als gerecht. Bortolotto hat seit 2021 einen UNESCO-Lehrstuhl für Immaterielles Kulturerbe und Nachhaltige Entwicklung an der Université CY Cergy Paris inne. Der Langzeitfokus ihrer Forschung ist ‚das soziale Leben‘ der UNESCO-Konvention für das Immaterielle Kulturerbe (ICH im gebräuchlichen englischen Akronym), was sie aus verschiedenen Positionen seit gut zwei Jahrzehnten ethnografisch begleitet und wozu sie in verschiedensten internationalen Fachorganen publiziert hat. Um die „Werte zu verstehen, die die Normen des Kulturerbe-Schutzes untermauern und um die ständige Evolution des Kulturerbefeldes“ zu verfolgen (S. 5, meine Übersetzung hier und in folgenden Zitaten), hat sie die regierenden Gremien der Konvention ebenso wie die Generalversammlung der Mitgliedstaaten der ICH-Konvention, das zwischenstaatliche Komitee für die Sicherung („safeguarding“) von ICH und verschiedene Expert\*innentreffen auf der ganzen Welt teilnehmend beobachtet. Zudem war und ist sie „selbst aktiv im Apparat“ (S. 6),

den sie untersucht. Gleich vielen anderen Forschenden im Feld der sogenannten *Critical Heritage Studies* geht sie damit auf die forschungspraktischen Dilemmata ein, die zwischen einer engagierten und distanzierten Haltung liegen (wozu Bortolotto anderweitig bereits publiziert hat); durch die Multipositionalität gewinnt sie aber auch Einblicke, die ihre vorliegende Argumentation sehr gut tragen.

Im Gegensatz zu der auf absolute, universell anwendbare Charakteristika angelegten 1972er Konvention zum Schutz des Welterbes ist die 2003er ICH-Konvention relativistisch und partikularistisch konzipiert. Darin, so Bortolotto, liegt die Chance für diese Konvention, als Triebkraft des Wandels wahrgenommen und genutzt zu werden. Der Fokus liegt auf der zunehmenden Verquickung der globalen ICH-Initiative mit dem ebenso globalen Anliegen nachhaltiger Entwicklung (im Text mit SD für *sustainable development* gekennzeichnet). Wiewohl Kulturerbe dem Wortsinn nach eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart anstrebt, ist gerade das immaterielle Kulturerbe auch geeignet, für eine sich verbessernde Zukunft eingesetzt zu werden. Bortolottos empirischer Fundus, bestehend aus Feldbeobachtungen, Dokumentenanalysen sowie formellen und informellen Gesprächen mit Akteur\*innen verantwortlich für die Umsetzung der Konvention, Repräsentant\*innen verschiedener Staaten ebenso wie Akteur\*innen für verschiedenste geglückte und nicht geglückte ICH-Nominierungen, erlaubt es ihr zu zeigen, wie die ICH-Konvention ab 2008 die *Operational Directives* sprachlich zunehmend veränderte: „[S]eit 2010 hat sich die Repräsentation von ICH und dessen sozialer Rolle verschoben von ‚fragiler‘, zu schützender kultureller Ausdrucksform zu einer ‚Ressource‘ für SD“ (S. 14) – und damit zu einer Säule für die Verbesserung einer Welt in multiplen Krisen.

Die konstanten Änderungen der ICH-Konvention haben sie, so zeigt das zweite Kapitel, flexibilisiert in Richtung Einsetzbarkeit für eine sowohl praktische wie symbolische Stärkung nachhaltiger Zukunftsziele. Es wird gezeigt, wie die Nominierungsformulare – gestützt durch beratende Akteur\*innen aus Bürokratie und Wissenschaft – Bürger\*innen mit Werten und Vokabular ausstatten, die das Denken von Tradition in Richtung notwendiger sozialer und ökologischer Zukunftsgestaltung verschieben sollen (und damit zu unserer „Rettung“ beitragen). Im dritten Kapitel wird anhand zweier aussagekräftiger Beispiele gezeigt, wie Akteur\*innen, die für ihr Interessenfeld – hier Lawinenschutz und ein psychiatrisches Betreuungs- und Integrationsmodell – auf die ICH-Arena zugreifen, um sich dadurch Stärkung für nachhaltige *Policy* außerhalb des *Heritage*-Feldes für den entsprechenden Bereich zu holen. Bortolotto nennt eine Reihe weiterer tragender Beispiele von Nominierungen, die beispielsweise agrarische Praktiken als nachhaltige Wissensbestände für spezifische, klimatisch gefährdete Orte hervorheben oder zeremonielle und musikalische Praktiken als nachhaltig für den sozialen und identitätsstiftenden Zusammenhalt in Situationen von Flucht und Migration ernennen. Auch hier arbeiten also zukunfts-

gerichtete Inwertsetzungen immaterieller kultureller Ressourcen als Interventionen in von Krisen geschüttelten Kontexten. Gleichzeitig bietet Bortolotto aber im vierten Kapitel auch eine deutliche, wenn nicht Entzauberung, so doch Ernüchterung für *heritage believers* (ein Begriff von Christoph Brumann, als Kontrast zu *heritage agnostics*). Wiewohl manche Akteur\*innen, die sich für ICH einsetzen, ihr Tun als eine Form der Resistenz gegen kapitalistische Marktwirtschaft betrachten, zeigt Bortolotto, dass für eine nachhaltige Zukunft mobilisiertes ICH auch in dieser Form der Inwertsetzung eine neue Form von Kapitalakkumulation darstellt (S. 53). Ebenfalls überzeugend dargestellt wird die disziplinierende Form der *audit culture*, der nicht nur für das ICH nominierende Bürger\*innen unterworfen werden, sondern der sich auch die verschiedenen Instanzen im ganzen Kulturerbe-Apparat zu unterziehen haben: „Als eine spezialisierte *agency* der UN operiert die UNESCO innerhalb des etablierten Systems und ist nicht als unabhängige, radikale Aktivistin tätig“ (S. 54). Bortolotto zitiert verschiedene Kritiker, die verdeutlichen, dass die durch ICH hervorgehobene Resilienz nicht gleichzusetzen ist mit Revolution; Resilienz entpolitisiere Krisen und ebne den Weg zur „neoliberalen Adaption“ (ebd.). Dennoch: Bortolotto selbst bleibt trotz der Klarheit und Prägnanz ihrer Analyse eine *Heritage-Forscherin*, die in der ICH-Konvention gemeinsam mit vielen ihrer Gesprächspartner\*innen dennoch einen Grund zur Hoffnung sehen möchte.

Für diejenigen, die mit den dichten Entwicklungen der internationalen *Heritage-Forschung* nicht Schritt gehalten haben, bietet Bortolottos Text zahlreiche Verweise zu relevanten Literaturen, etwa aus der sehr aktiven französischen Forschung, aber auch aus der Beforschung internationaler Organisationen, aus der Policy-Forschung und weiteren, für den *Heritage-Komplex* essenziellen Feldern. Wie andere Werke zu *Critical Heritage Studies* in dieser Reihe ist dieses Buch unbedingt zu empfehlen.

Regina F. Bendix, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.21>

**Anja Schwanhäußer/Moritz Ege/Julian Schmitzberger (Hrsg.)**

**Mädchen\*fantasien.** Zur Politik und Poetik des Mädchenhaften. Münster/New York: Waxmann 2024, 276 S. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 7). ISBN 978-3-8309-4860-5.

Funkelnde Glitzerbodys in schillernden Farben, Cowboystiefel, Schleifen und Freundschaftsarmbänder avancierten zwischen 2023 und 2024 zu markanten Symbolen der breit rezipierten „The Eras Tour“ von Taylor Swift; Greta Gerwigs „Barbie“ lockte etwa zeitgleich rund sechs Millionen Zuschauer\*innen – oftmals in leuchtenden Pinktönen gekleidet – allein in deutsche Kinos; und aktuelle Social Media-

Trends wie „Girl Math“, „Girl Dinner“ oder „Girl Logic“ kokettieren – mal mehr, mal weniger ironisch – mit vermeintlich stereotyp ‚mädchenhaften‘ Attributen.

Die medial florierende „Girl Culture“ erscheint gleichwohl in ambivalentem Licht: Während sie einerseits primär in der weißen Mittelschicht wurzelt, weitgehend homogen anmutet, Geschlechterstereotype reproduziert und weibliche Identität kommerzialisiert, wohnt der feministischen Neubewertung des Mädchen\*haften andererseits auch ein selbstermächtigendes Potenzial inne.

Jenes kaum auflösbare Spannungsfeld bildet den Ausgangspunkt des hier zu besprechenden, von *Anja Schwanhäußler*, *Moritz Ege* und *Julian Schmitzberger* herausgegebenen Sammelbandes, der aus der 7. Tagung der „Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung (KPUV)“ hervorgegangen ist. Die 15 Beiträge spüren der leitenden Fragestellung nach, wie kulturelle Figurierungen des Mädchen\*seins in gesellschaftliche Konjunkturen verstrickt sind und wie sie diese prägen (S. 8). Wie Schwanhäußler und Ege in ihrer Einleitung pointieren, nimmt der Band nicht nur Mädchen\*darstellungen, -diskurse, -lebenswelten oder performative Herstellungen von Geschlecht separat in den Blick, sondern sondiert vielmehr die Relationen und Wechselwirkungen zwischen ihnen (S. 12f.) – so zeigt sich, dass Mädchen\*fantasiën sowohl durch populärkulturelle Repräsentationen geformt werden als auch gegen diese aufbegehren.

Der Band schließt an die interdisziplinären *Girl Studies* an und füllt überdies eine weite Leerstelle in der Empirischen Kulturwissenschaft – denn obzwar ‚Mädchen‘ innerhalb der älteren Volkskunde durchaus etablierte Figuren, etwa auf Feldern der Erzählkultur, darstellten, bildeten sie infolge des Paradigmenwechsels um 1970 weder in der Populärkultur- noch in der Geschlechterforschung ein Schwerpunktthema (S. 19–22).

Im Sinne eines (feministischen) Cultural-Studies-Ansatzes nähert sich der primär ethnografische erste Teil verschiedenen Jugendsubkulturen mittels dichter Beschreibungen: Anja Schwanhäußler arbeitet anhand ihrer Feldforschung auf einem im Berliner Speckgürtel gelegenen Pferdehof heraus, inwiefern sich die Figur des ‚Pferdemädchens‘ aus „populärkulturelle[n] Rohstoffe[n]“ (S. 44) speist und als Ressource für Fantasiën dient (S. 45). Indes zieht *Julian Schmitzberger* sogenannte „Fortgehogbücher“ als Quellen heran und identifiziert die Clubkultur als Raum für experimentelle Subjektivierungsprozesse, dem ein subversiver Charakter inhärent ist. Das Mädchen\*hafte in seinen aufrührerischen Facetten durchzieht auch die nachfolgenden Beiträge: So identifiziert *Stefan Wellgraf* ‚Skingirls‘ als ambivalente Akteurinnen rechter Subkulturen um 1990, die sich mit ihrem provokativen Stil gegen tradierte Geschlechterordnungen wandten und ihre Sexualisierung innerhalb der Szene anprangerten, patriarchale Ordnungen aber grundsätzlich nicht infrage stellten. Kontrastierend hierzu untersucht *Levke Rehders* anhand narrativer Interviews und zeitgenössischer Fanzines die Gender- und Stilpraktiken von Mädchen

und jungen Frauen in der deutschen „Riot-Grrrl“-Subkultur der 1990er-Jahre, welche einen kreativen und widerständigen Möglichkeitsraum darbot, in dem Akteurinnen tradierte Geschlechternormen aktiv de- und rekonstruierten.

*Dominique Haensell* zeichnet in ihrem Text – einem Wiederabdruck aus dem „Missy-Magazine“ – ein liberalfeministisches Porträt der US-amerikanischen Musikikone Beyoncé, die zum einen Schwarze Geschichte und hiermit verwobene Diaspora-Erfahrungen in ihren Songs aufgreift, zum anderen aber auch die Kommodifizierung Schwarzer und queerer Kultur fördert.

Der zweite Teil des Bandes spürt „Girl Fictions“ nach, womit sowohl fiktive Erzählungen über als auch Fantasien von Mädchen\* gemeint sind (S. 23). *Christine Löttscher* reflektiert in ihrem Beitrag, wie zeitgenössische *Coming-of-Age*-Serien die Spannungen zwischen Empowerment, Gewalt und queerer Identität in komplexen narrativen und ästhetischen Formen verhandeln, dabei aber in binären Geschlechterordnungen verhaftet bleiben. Auch *Annekathrin Kohout* beschäftigt sich mit Fragen jugendlicher Identität und fördert am Beispiel der Anime-Serie „Girls und Panzer“ zutage, dass ‚Niedlichkeit‘ nicht pauschal als Ausdruck feminin konnotierter Inferiorität lesbar ist – vielmehr kann sie als starke soziale und integrative Kraft wirken, die im Fall des Quellenbeispiels sogar subversive Verbindungen zu einer militärischen Ästhetik schafft. In Analogie zu jener Ambivalenz des Mädchen\*haften legt *Malte Völk* offen, inwiefern die französische Comic-Reihe „Esthers Tagebücher“ anhand des Mädchentagebuchs als tradiertem Medium spielerisch das Spannungsfeld zwischen Authentizität, Fiktion und medialer Selbstbezüglichkeit reflektiert.

Ähnlich wie *Levke Rehders* zeigt auch *Diana Weis* am Beispiel des Musical-Dramas „Ladies and Gentleman, The Fabulous Stains“ (1982) auf, wie junge Frauen durch die bewusste Aneignung von Punk-Ästhetik und -Identität patriarchale Strukturen in der Musikbranche subversiv hinterfragen: So lassen sich die Strategien der „Stains“ mit den feministischen Bewegungen der dritten und vierten Welle (Riot-Grrrl-Bewegung, #Girlboss-Trend) verknüpfen, die sich im Sinne einer „Female Masculinity“ (S. 166) maskulin konnotierter Verhaltensmuster bedienen.

*Nicola Behrmann* illustriert anhand „enthusiastischer“ Mädchenfiguren wie Käthchen von Heilbronn oder Britney Spears, dass Enthusiasmus als performatives Mittel dienen kann, um normative Restriktionen zu unterlaufen – als „naive, mädchenhafte und optimistische Selbstinszenierung“ (S. 185) stellt er ein Verfahren dar, um Erfahrungen von Degradierung, Ausbeutung und Erniedrigung zu integrieren und zu kontrollieren (ebd.).

Der dritte Teil richtet das Augenmerk schließlich auf „Girl Medien“: Den Aufschlag macht *Birke Sturm*, die resümiert, dass die 2023 eingestellte Jugendzeitschrift „BRAVO GiRL!“ „normierte[.] Mädchenbilder[.]“ (S. 201) perpetuiert, indem sie ästhetische Praktiken als konsumorientiertes, genuin feminines Betätigungsfeld inszeniert, kritische wie emanzipatorische Perspektiven aber weitgehend ausblendet –

dies limitierte auch die Anschlussfähigkeit der Zeitschrift an zeitgenössische Diskurse. *Petra Schmidt* und *Stella Kuklinski* lenken den Blick indes auf soziale Medien: „Momfluencerinnen“ wie Anna-Maria Ferchichi oder Marie Nasemann generieren sich laut den Autorinnen gezielt als jugendlich und mädchenhaft, um in einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (S. 219) zu reüssieren; jene ästhetischen Arbeitspraktiken schaffen neue Mutterbilder abseits tradierter Zuschreibungen und verkörpern zugleich „Spielarten des ästhetischen Kapitalismus“ (ebd.).

*Anna Marchini Camia* geht schließlich der Frage nach, wie sich kulturelle Imaginationen von Weiblichkeit durch die Symbolik und Rhetorik von Statement-Shirts ausdrücken und wandeln: Dominierten noch in den 2000er-Jahren ironische und sexuell aufgeladene Selbstinszenierungen, stehen gegenwärtig Selbstliebe und Empowerment im Zentrum – wiewohl zumeist in einer Form, die geschlechterpolitische Konflikte individualisiert und stereotype Weiblichkeitsbilder subtil fortschreibt.

Im vierten Teil des Buches wendet sich die Roundtable-Diskussion – bestehend aus *Elisabeth Bronfen*, *Marcy Goldberg*, *Christine Lötscher* und *Anja Schwanhäuser* – einer „mädchenhaften Academia“ zu, wobei die Beteiligten auch biografische Erfahrungen teilen (in denen sich manche Leser\*innen wiederfinden dürften) und widersprüchliche Standpunkte zusammentragen: Während mädchenhafte Stile und Verhaltensweisen wie Kichern im akademischen Kontext als Zeichen von Unsicherheit und Unprofessionalität moniert werden (S. 251), betonen andere Diskutant\*innen, dass Mädchen\*haftigkeit auch Freiräume für kreative, experimentelle oder widerständige Praxen eröffnen kann (S. 253; 255 f.). Der Roundtable förderte ferner zutage, inwiefern die Abwertung des Mädchen\*haften auf dem akademischen Parkett nicht nur von Männern, sondern – im Sinne internalisierter Misogynie – auch von Frauen ausgehen kann (S. 254 f.). Bilanzierend wurde dafür plädiert, Mädchen\*haftigkeit als Ressource zu denken und die damit verbundenen stereotypen Zuschreibungen kritisch zu reflektieren und neu zu besetzen.

Jener Faden wird schließlich auch im abschließenden Beitrag von *Helen Ahner* fortgesponnen: Sie fordert eine differenzierte und affirmative Auseinandersetzung mit Mädchen\*fantasien und ihren medialen, ästhetischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen – die Anerkennung des transformativen Potenzials und das Infragestellen von Abwehrmechanismen versprechen, neue (kultur-)wissenschaftliche Perspektiven hervorzubringen, welche die Fluidität, Vielfalt und Eigenmächtigkeit heterogener weiblicher und queerer Lebensentwürfe sichtbar machen. Dass intersektionale Perspektiven im vorliegenden Band noch eine Spur zu blass zurückbleiben, räumt auch Ahner in ihrer Abschlussbetrachtung ein (S. 266).

In summa handelt es sich um ein innovatives, sehr gut lesbares Sammelwerk, dessen Beiträge einen erfrischend unvoreingenommenen Blick auf die vielschichtigen Dimensionen schillernder Mädchen\*kulturen werfen und sich großer kulturwissenschaftlicher Desiderata annehmen. Indem das Mädchen\*hafte vornehmlich

als Stilisierung im Sinne einer performativen Darstellung begriffen wird und eine „potenzielle Entkopplung von biologischen Zuordnungen“ (S. 10) erfolgt, erweist sich der Band zudem als anschlussfähig für das Konzept einer „Femme Theory“ (R. A. Hoskin: *Femme Theory*, 2021), welches Femininität – primär, aber nicht nur in ihrer queeren Ausprägung – als unterschätzte, selbstermächtigende und widerständige Kategorie offenlegt, die es jenseits tradierter Geschlechter- und Heteronormativitätsvorstellungen zu analysieren gilt.

Alexandra Regiert, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.22>

**Michaela Fenske/Pearl-Sue Carper (Hrsg.)**

**Herausgefordertes Leben.** Seuchen bei Menschen, Tieren, Pflanzen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023, 158 S. (Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft, 10). ISBN 978-3-8260-8307-5.

„Erforschung von Seuchen bietet also auch das Potential, mehr Wissen über die jeweils von der Seuche betroffene Spezies zu erlangen“ (S. 154), resümiert die Studierende *Larissa Blaslov* in ihrer Abschlussbemerkung zum Sammelband „Herausgefordertes Leben. Seuchen bei Menschen, Tieren, Pflanzen“. Damit verweist Blaslov auf eine der wichtigsten Stärken und Besonderheiten des Buches, das *Michaela Fenske* und *Pearl-Sue Carper* herausgegeben und im Sommer 2023 veröffentlicht haben. So ist darin eine Bandbreite von detaillierten Einblicken und kurzen Schlaglichtern versammelt, die Leser\*innen mit Leichtigkeit und Gewinn so einiges über Äpfel, Schweine, Bienen, Bakterien und den *Homo Loquens* lernen lassen. Dabei regt der kurzweilige Band auch zum Nachdenken darüber an, wie Seuchen mehr-als-menschliches (Zusammen-)Leben verändern. Erfrischend und erfreulich dabei ist, dass daraus kein romantisierendes Bild von Inter- und Multispezies-Beziehungen entsteht, sondern eines, das Ambivalenzen und die versprochenen Herausforderungen ebenso sichtbar macht wie Hoffnungen und Handlungsspielräume.

Die Beiträge resultieren aus einem Forschungskolloquium, das sich Infektionskrankheiten aus Multispezies-Perspektive widmete und Einsichten aus dem Fach mit denen von Expert\*innen aus anderen Disziplinen und der Praxis verband. Diese Online-Vortragsreihe veranstalteten die Kolleg\*innen am Würzburger Lehrstuhl noch inmitten von Omikron-Infektionswellen und Booster-Impfkampagnen im WiSe 2021/22 und SoSe 2022. Die Einleitung, fünf Originalbeiträge, ein Interviewgespräch und vier Kurzberichte ermöglichen es nun auch einem breiteren Publikum, an den epistemischen Highlights teilzuhaben, die während, wegen und trotz der COVID-19-Pandemie in der Kulturanthropologie möglich geworden

sind (zwecks besserer Lesbarkeit steht hier „Kulturanthropologie“ stellvertretend für das Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/ehem. Volkskunde). Dass nicht alle Gastbeiträge auch verschriftlicht wurden, ist dabei durchaus produktiv genutzt worden, nämlich um Studierende zu Wort und zum Schreiben kommen zu lassen. Wer sich einen ersten Eindruck von den Forschungsprojekten „Bonndemic“ (*Ruth Dorothea Eggel, Valeska Flor, Victoria Huszka*) und „Mobile Mosquitoes“ (*Uli Beisel*), dem Umgang mit der Amerikanischen Faulbrut als Gefahr für Bienenpopulationen und das Imkereiwesen (*Stefan Berg*) oder auch der Reihe als Ganzes verschaffen möchte, kann so jeweils die bündigen Zusammenfassungen von *Sandra Minke, Sherin-Michelle Grabenstein, Eda Yazici* sowie *Larissa Blaslovs* Schlusskommentar konsultieren.

In einem kurzen Einleitungstext situieren Fenske und Carper das Buchprojekt in den *multispecies studies* und betonen, dass Seuchen und deren kulturwissenschaftliche Betrachtung die diversen Verbindungen zwischen unterschiedlichen Lebensformen oftmals besonders offenkundig und analytisch greifbar machen. Eindrücklich deutlich gemacht wird dies vor allem in drei Beiträgen zu ihrem Sammelband, die ich aus diesem Grund nachfolgend in den Fokus rücke.

Ausgehend von Hannah Landeckers (*Life as Aftermath. Social Theory for an Age of Anthropogenic Biology, 2024*) Beobachtung, dass Biologie und Umwelten bei weitem nicht natürlicher, sondern längst anthropogener Beschaffenheit sind, widmet sich *Meike Wolf* dem Umgang mit Antibiotikaresistenzen. Eine Welt, die durch und durch von Wirkstoffen geprägt und durchsetzt ist, welche mikrobielles Leben eliminieren, gleicht eben nicht mehr derjenigen, in die solche Wirkstoffe neu eingeführt wurden. Im Fokus der Autorin stehen hier Lösungen zu einer Problemlage, die wiederum selbst aus einer Problemlösung resultierte (s. auch Uekötter im selben Band, S. 144): Mikroorganismen verändern sich und reagieren teils nicht länger auf Substanzen, die sie einst sicher auslöschten. Dabei weist sie auf die Grenzen von Risikokalkulation und Überwachung hin. So lässt sich die mögliche Mutation von Bakterienpopulationen und die Verbreitung bereits resistenter Stämme nur bis zu einem gewissen Grad vorhersagen und in Form aggregierter Daten abbilden. Solche auf abstrahierte Repräsentation und standardisierte Kontrolle ausgerichteten Formen des Zusammenlebens mit Mikroben ergänzt Wolf um die Betrachtung situierter kurativer Ansätze, wie der Phagentherapie und des Mikrobiom-Transfers. Ohne das Zusammenleben von Bakterien und Menschen zu romantisieren, überzeugt ihre Darstellung und das Fazit, dass wir in Zukunft immer mehr „auf das gemeinsame, kollektive Handeln von Mensch und Mikroorganismen“ (S. 57) angewiesen sein werden.

Ein weiteres Glanzlicht des Sammelbandes ist *Arnika Peselmanns* Porträt des Apfelwicklers (*Made*) und des Apfelschorfs (*Pilz*) im Alten Land, südwestlich von Hamburg. Informiert von umfassender empirischer Arbeit zum Umgang mit Nutzpflanzenkrankheiten gewährt die Autorin hier spannende Einsichten in die norddeutsche

Apfelproduktion und ihre Herausforderungen. Dabei verbindet der Beitrag geschickt übergreifende Beobachtungen und Überlegungen zu intensivierter Landwirtschaft mit detaillierten Einblicken in die lokalisierten Besonderheiten von Peselmanns ethnographischer *Site*. So erfahren Leser\*innen zum einen einiges über die Geschichte des Pflanzenschutzes und die sozialwissenschaftliche Kritik an der Ordnung von Monokulturen. Zum anderen wird hier Wissen zur Genealogie der Praxis der Integrierten Produktion (IP) in Norddeutschland vermittelt, zu den Beziehungen zwischen lokalen Imker\*innen und Obstbäuer\*innen sowie zu den hydrogeologischen Besonderheiten der Region. Schnell wird klar: Auch hier ist das mehr-als-menschliche Zusammenleben fragil und alles andere als genuin harmonisch und das Handlungsfeld rund um Kulturapfel-Seuchen äußerst komplex. Der Blick der Autorin auf ihr Feld ist dabei inspiriert von kultur- und sozialtheoretischer Literatur, die auch solche Multispezies-Beziehungen im Sinne eines Mit- statt eines Gegeneinanders und unter dem Credo der Fürsorge statt dem der Kontrolle in den Fokus rückt (M. Puig de la Bellacasa: *Matters of Care*, 2017; T. van Dooren et al.: *Multispecies Studies*, 2016, S. 1–23). Entsprechend wirft sie am Ende zurecht die Frage danach auf, wie man Pflanzenkrankheiten nicht über die betroffenen Obstbäume hinweg, sondern mit ihnen und ihrer Widerstandskraft zusammen begegnen kann. Hier bietet der Beitrag spannende Anschlussstellen an Forschung rund um *plant labour* (M. Ernwein et al.: *The Work That Plants Do*, 2021) und das Potenzial der von Peselmann erwähnten Perspektive auf *care* jenseits des Zwischenmenschlichen.

Dass Untersuchungen wie diejenigen, die Peselmann und Wolf in der Kulturanthropologie vorantreiben, überaus anschlussfähig sind an Diskussionen in anderen Disziplinen, zeigt eindrücklich das von Michaela Fenske geführte Interviewgespräch mit Frank Uekötter. Der Umwelt- und Technikhistoriker nutzt den Austausch, um Einblicke in sein aktuelles Forschungsprojekt zur globalen Geschichte der Monokultur zu gewähren. Wer seine Arbeit zur Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft (*Die Wahrheit ist auf dem Feld*, 2010) sowie das umwelthistorische Opus magnum „Im Strudel“ (2020) kennt, wird nicht enttäuscht: Auch auf diesen 15 Seiten kommt die Scharfsinnigkeit von Uekötters Beobachtungen durch eine geschickte Verbindung von fundamentalen Thesen und der Liebe zum Detail voll zur Geltung. Gezeichnet wird hier das zeitdiagnostische Bild einer grundlegenden Entfremdung von Land und Produktionsbedingungen und dem gleichzeitigen „Zustand kognitiver Anomie“ (S. 140) in der Landwirtschaft: Bei aller durchaus wahrgenommenen und immer offenkundigeren Widersprüchlichkeit von Monokulturen sei es Agrarproduzent\*innen kaum noch möglich, sich diesem Regime zu entziehen. Angeregt durch Fenskens differenzierte Fragen kommt Uekötter auch auf die Rolle von Seuchen und das schon von Wolf thematisierte Problem der Nicht-Kalkulierbarkeit zu sprechen. Er mahnt an, dass sich weder die Ausbrüche noch deren ökonomische Folgen vorher-sagen lassen – die Kehrseite des Versprechens der Monokulturen, Leben skalierbar

und technisch steuerbar zu machen. Ganz im Sinne der kulturanthropologischen Überlegungen rund um die Kontingenz jeglicher, noch so verfestigter Praxisformationen (S. Beck: Umgang mit Technik, 1997), generative Kritik und ko-laborative Forschung (H. Verran: Science and an African Logic, 2001; J. Niewöhner: Co-laborative Anthropology, 2016) fällt schließlich das Resümee des Gesprächs aus. Der skizzierten verheerenden Gemengelage sollten wir nicht sentimental begegnen, sondern „auf mehreren Ebenen ethisch denken“ (S. 149) lernen und uns auf die Suche nach den „richtigen Stellschrauben“ (S. 147) machen – am besten „mit der Agrarszene“ (S. 148, Hervorh. i. O.). Damit bekommen die Leser\*innen mit an die Hand, wie das konkret ausgestaltet werden kann, was Blaslov in ihren Schlussworten als Haupteinsicht aus dem Sammelband herausstellt, nämlich das notwendige „Umdenken des menschlichen Handelns im Anthropozän“ (S. 155).

Über kulturtheoretische und mehr-als-menschliche Perspektiven hinaus hat der Band auch andere spannende Analysen zu Seuchen zu bieten. So überrascht etwa der historische Beitrag von *Hanna Endres* mit kuriosen Details zu Versammlungsverboten, Mobilitätsnachweisen und Isolationsmaßnahmen – nicht etwa denen aus der COVID-19-Pandemie, sondern aus dem Hochstift Würzburg um 1700. Dabei lohnt es sich, zu den Schilderungen von *Karoline Schramm* vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Kitzingen-Würzburg nach vorne zu blättern, die Einblicke in die Praxis gewährt, und zwar im Zusammenhang mit der Afrikanischen Schweinepest. Schnell wird im Vergleich klar, dass sowohl die Präventionslogik als auch die Regierungs- und Regulierungspraktiken eine erstaunliche Kontinuität haben, wenn es um die Herausforderungen im Umgang mit ansteckenden Krankheiten geht. Dass die COVID-19-Pandemie beispiellos war und revolutionäre Veränderungen mit sich gebracht hat, bestreitet auch der Sprachwissenschaftler *Wolf Peter Klein*. Mit Blick auf den Sprachwandel vermittelt sein Beitrag eine detaillierte Übersicht über Corona-spezifische Spracherscheinungen und bringt ein klares Fazit zum Ausdruck: Dass sich die deutsche Sprache dadurch fundamental verändert haben könnte, sei „schlicht Unsinn“ (S. 100).

Was Multispezies-Beziehungen betrifft, ziehe ich aus meiner Lektüre des Bandes im Ganzen ein ähnliches Resümee. Diese bewirken weniger tiefgreifende Veränderungen als dass sie zu Anlässen werden, in denen sich bestehende Praxisformen und Ordnungen verschieben und vervielfältigen können, aber eben nicht müssen. Einige Beiträge geben Kulturanthropolog\*innen hier besonders wertvolle Einsichten und Ideen an die Hand, um darüber nachzudenken, welches mehr-als-menschliche Zusammenleben möglich sein könnte und was es dazu bräuchte.

Ruzana Liburkina, Hamburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.23>

**Klaus Schönberger/Horst Peter Groß (Hrsg.)**

**Heimat.** Beiträge zu einem Ort, an dem noch nie jemand gewesen ist.

München: Profil Verlag 2024, 172 S. (Klagenfurter Interdisziplinäres Kolleg, 12).

ISBN 978-3-89019-772-2.

„Heimat hat viele Facetten, wie nicht zuletzt die diversen Beiträge in diesem Sammelband aufzeigen“ (S. 143). Mit diesem ersten Satz des letzten Beitrags wäre eigentlich schon das Wichtigste zur vorliegenden Publikation gesagt. Die acht im Rahmen eines interdisziplinären Kollegs entstandenen Beiträge beschäftigen sich also mit einigen dieser Facetten aus unterschiedlichen (fachlichen) Perspektiven. Dabei sind alle Beiträge um Differenzierung bemüht, um „zwischen dem Begriff der Heimat, wie er in der gesellschaftlichen Debatte verwendet und besetzt wird, und dem empirischen sozialen Phänomen, das er zu beschreiben behauptet, zu unterscheiden“ (S. 41).

In den ersten Beiträgen, besonders in denen von *Roland Wolfgang Peball* über Deutungsmuster von Heimat im Diskurs und von *Lukas Milo Strauss* über Empiriegeladenheit und politische Verwendbarkeit des Heimatbegriffs, eröffnen grundlegende theoretische Überlegungen zum Heimatbegriff „im Spannungsfeld zwischen affektiv emotionalen, disloziert-utopischen und ideologisch-identitären Deutungsmustern“ (S. 37), zwischen individuellem Alltagserleben und politischen Kollektivierungen kritische Perspektiven auf den Begriff Heimat.

Die folgenden Texte beleuchten konkrete Heimatvorstellungen, beispielsweise die von Geistlichen oder von fremduntergebrachten Kindern. Zwei Beiträge befassen sich – bei einer auch räumlich belegten Kategorie wie Heimat naheliegend – mit Karten. Zum einen mit dem ‚Kritischen Kartieren‘ und zum anderen mit narrativen Landkarten, die beide auf die eine oder andere Weise zur Erhebung von Heimatvorstellungen und -begriffen – mal für einen konkreten Ort, mal für ein Individuum – anknüpfungsfähig erscheinen. Auf die Frage nach der individuellen Heimat „wird man meist konkrete, doch uneinheitliche Antworten bekommen“ (S. 21), teilweise, so zeigen die Antworten, spielt für die Befragten der Begriff an sich nur eine untergeordnete Rolle.

Zwar ergeben sich in den einleitenden Abschnitten hin und wieder Redundanzen, dass etwa „Heimat [...] ein ambivalenter Begriff [ist], der sich nicht eindeutig definieren lässt und stark affektiv aufgeladen ist“ (S. 75) kann man so oder so ähnlich öfter lesen, solche Überschneidungen sind aber nur Tangenten. Wohin nämlich von solchen einleitenden Verständigungen die Autor:innen abbiegen, ist aufgrund unterschiedlicher fachlicher Hintergründe, Methoden und Kontexte erfreulich vielfältig.

Vom umfangreichen und weitschweifigen 25-seitigen Werkstattbericht bis zum siebenseitigen, stark verdichteten Essay finden sich Texte, die von ganz unterschiedlicher, aber lesenswerter Qualität sind. Man merkt, dass in dem interdisziplinären

Kolleg „Studierende, Absolvent:innen und Lehrende aus ganz unterschiedlichen Studiengängen – und damit auch Denkrichtungen“ (S. 7) zusammenkamen. Entsprechend heterogen sind die Texte in vielerlei Hinsicht. Das führt zu einem sehr gewinnbringenden Befremdungseffekt, durch den man sich von Beitrag zu Beitrag zunächst in den jeweiligen Hintergrund, die jeweiligen Grundannahmen der Autor:innen eindenken kann.

Was die Texte eint, ist, dass Heimat vor allem als Prozess begriffen wird, an dem Individuen, Gruppen, Institutionen und vieles mehr teilhaben und sich sowie das, was man unter Heimat versteht, dabei wechselseitig beeinflussen.

Die Publikation macht mit aussagekräftigen, kurzen Abstracts und Autor:innenporträts auf den letzten Seiten die Orientierung sehr komfortabel.

Alles in allem ist der Sammelband ein weiterer Baustein in der (kultur-)wissenschaftlichen Beschäftigung mit Heimat. Mit Geistlichen, zweisprachigen Kindern oder fremduntergebrachten Jugendlichen sind in diesem Band nicht die ‚üblichen Verdächtigen‘ repräsentiert. Vielmehr eröffnen sich hier Perspektiven, die es weiter zu verfolgen lohnt. „Heimat ist ein vielschichtiger Begriff, [...] der von Vieldeutigkeit und Widersprüchen geprägt ist“ (S. 101). Widersprüchlich sind die Beiträge in diesem Band nicht, durch die unterschiedlichen Perspektiven machen sie aber Felder auf und eröffnen Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen, für Zustimmung, Widerspruch und Diskussionen.

*Florian Schwemin, Regensburg*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.24>

**Lucia Sunder-Plassmann/Inga Dickerhoff/Christine Aka (Hrsg.)**

**Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung.** Selbstzeugnisse und ergänzende Studien. Münster: Waxmann 2024, 384 S. (Schriften zur Alltagskultur im Oldenburger Münsterland, 6). ISBN 978-3-8309-5037-0.

Das von *Lucia Sunder-Plassmann, Inga Dickerhoff* und *Christine Aka* herausgegebene Buch versteht sich als thematische und dokumentarische Ergänzung zu dem von *Christine Aka* verfassten Werk „Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Ordensfrauen aus dem Oldenburger Münsterland in verflochtenen Welten“, ebenfalls 2024 erschienen.

Das hier zu besprechende Werk gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird der Fokus auf zwei ergänzende Studien gelegt, zum einen zum Thema Missionsunterstützung, zum anderen zum Thema Missionsarbeit gestern und heute. Der zweite Teil des Bandes präsentiert Originalquellen in Form von Selbstzeugnissen: Reiseberichte und Briefe, aber auch visuelle Zugänge in Form von zahlreichen Fotografien. Diese Selbstzeugnisse stammen aus Privatbesitz, teils aus regionalen Archiven, aber auch

Zeitungsberichte werden hinzugezogen. Es handelt sich also um vielfältiges und heterogenes Quellenmaterial, das Einblicke in das Leben der katholischen Ordensfrauen, die ‚in der Mission‘ arbeiteten, geben soll. Da dieser Band eine reiche und beeindruckende Bandbreite an Quellenmaterial bietet, ist es sicherlich empfehlenswert für die Lektüre, auch den ersten Band hinzuzuziehen, um so das Material besser einordnen zu können.

Die Studie „Einsatz für den ‚guten Zweck‘ – Missionsunterstützung durch katholische Frauen im Oldenburger Münsterland“ basiert auf 13 narrativen Interviews sowie weiteren Gesprächen mit Personen, die in die Gestaltung sogenannter Missionsbasare eingebunden waren – und noch sind. Ergänzend hierzu werden Korrespondenzen der Unterstützungsvereine ebenso bearbeitet wie theoretische Literatur. Nach einem Überblick über Formen der Spendengenerierung und historischen Entwicklung der Missionsunterstützung wird vor allem der Einsatz der katholischen Frauen für den ‚guten Zweck‘ und deren damit einhergehendes Selbstverständnis thematisiert. Sunder-Plassmann verwendet hierfür den Begriff der „femininen Selbstwirksamkeit“ (S. 11).

Es werden detailliert die verkauften Produkte beschrieben, die vor allem in „Handgemachtem“ bestehen, was den Frauen sehr wichtig ist. Dies erhöht vermutlich den Wert der Produkte und damit auch den Wert ihrer Arbeit für die Mission. Sunder-Plassmann weist zu Recht darauf hin, dass bis jetzt keine umfangreichen Forschungen zu Missionsbasaren oder Unterstützungsvereinen existieren, obwohl diese Praxis schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts – und bis heute – besteht. Die Verbindung zur sogenannten Heimatgemeinde für die in der Mission Tätigen war und ist wichtig: als konkret materielle Unterstützung, aber auch als mentale und emotionale Unterstützung in fernen Ländern. Was Sunder-Plassmann beschreibt, erinnert teilweise an protestantische Organisationen, zum Beispiel die Basler Mission. Auch hier entstanden bereits Mitte des 19. Jahrhunderts weibliche Hilfsvereine, die die Missionarsfrauen in ‚Übersee‘ mit dem Erlös von Handarbeiten, die auf den Missionsfesten in Basel verkauft wurden, tatkräftig unterstützten. Auch dies könnte als eine Selbstbestätigung und in gewissem Sinne indirekte erweiterte Missionstätigkeit der ‚Daheimgebliebenen‘ interpretiert werden.

Eindrücklich werden von Sunder-Plassmann auch die Veränderungen der Missionsbasare bis hin zur Auflösung derselben oder der Ersatz durch sogenannte Missionsläden thematisiert. Die dahinterstehenden gesellschaftlichen Entwicklungen werden dabei beleuchtet: weniger Interesse an Handarbeit auch als schulisches Fach, andere Interessen heutiger junger Frauen – das Alter der Unterstützerinnen liegt zwischen 60 und 80 Jahren. Der kritische Umgang mit dem nicht unproblematischen Begriff Mission wird ebenfalls thematisiert. Einige Basare nehmen eine Umbenennung vor: Statt ‚Missionsbasar‘ bezeichnen sie sich nunmehr als ‚Eine-Welt-Gruppe‘. Sunder-Plassmann weist allerdings explizit darauf hin, dass „auch

das anerkannte Bemühen, sich als Geschwister solidarisch zu begegnen, trotzdem eingebettet bleibt in eine patriarchale Kirchenstruktur und in eine von kolonialem Denken nach wie vor geprägte und aufgeteilte Welt – was in sich einen echten Dialog und Begegnung auf Augenhöhe schlicht verunmöglicht“ (S. 40). Im letzten Teil wird die nach wie vor hohe Spendenbereitschaft der Südoldenburger:innen angesprochen, die offenbar einer ausgeprägten christlichen Sozialisation als Alltagspraxis entspringt, die in vielen Familien tradiert wird. Interessant sind auch die Schilderungen des Spendentransfers an sich. Bildmaterial rundet die Studie sehr gut ab. Sunder-Plassmann zeichnet insgesamt ein lebendiges, auch durchaus kritisches Bild der Unterstützerinnen und deren Selbstverständnis. Als Sekundärliteratur wird allerdings lediglich Richard Hölzl zitiert. Das ist aber wohl dem Umstand geschuldet, dass die Studie vor allem auf Primär-, weniger auf Sekundärquellen basiert.

Inga Dickerhoff gibt einen sehr interessanten Einblick in heutige Missionsarbeit als temporären Einsatz von jungen Erwachsenen im Rahmen des katholischen ‚Missionar:innen auf Zeit‘-Freiwilligendienstes. In ihrer Studie „Mitleben, Mitarbeiten, Mitbeten. Kontinuitäten? Frühere Missionarinnen und heutige Missionar:innen auf Zeit im Einsatz“ stellt sie zu Beginn die Frage, ob es heute noch ‚echte‘ Missionarinnen gibt, wie ein Fernsehbeitrag des Bayerischen Rundfunks von 2020 suggeriert. Präsentiert wurden ‚Missionar:innen auf Zeit‘ – junge Menschen, die sich für ein Jahr verpflichten, in einer überseeischen Einrichtung von katholischen Ordensgemeinschaften mitzuarbeiten. Die Frage ist hierbei, wie und ob sie sich von früheren Missionarinnen, die teils lebenslang in Übersee lebten, unterscheiden. Dickerhoff nutzt Medienberichte und führte Interviews mit Jugendlichen, die zwischen 2016 und 2022 einen solchen Freiwilligendienst absolvierten. Dickerhoff diskutiert unter anderem die individuellen Entscheidungen und Motivationen – zum einen der frühen Missionarinnen, zum anderen der heutigen Akteur:innen. Welches Bild von der Fremde wird vermittelt, wie sieht eine Vorbereitung für diese Einsätze aus, was wird überhaupt als Freiwilligenarbeit angeboten? Verglichen wird auch das jeweilige Missionsverständnis früherer und heutiger Akteur:innen. Zum weiteren Vergleich zieht sie außerdem das am Kulturanthropologischen Institut Oldenburger Münsterland angesiedelte Projekt: „Global lokal – Skalierende Netzwerke im katholischen Milieu von der ‚Heidenmission‘ bis zur ‚Solidarität in der Einen Welt‘“ heran.

Zunächst wird der Missionsdienst auf Zeit als Mitleben, Mitarbeiten und Mitbeten beschrieben. Vor allem wird das Augenmerk auf die Auswahl der jeweiligen jungen Erwachsenen durch die Orden gelegt. Es zeigt sich, dass die Kriterien der Orden ebenso wie die der Jugend äußerst heterogen sind. Ein wichtiges Thema ist die Finanzierung, die sich nur innerhalb eines weltweiten Netzwerkes bewerkstelligen lässt: die Solidaritätskreise der Freiwilligen (S. 68). Dickerhoff fokussiert in ihrem Vergleich heutiger Akteur:innen und traditioneller Missionarinnen auf zwei grundsätzliche Differenzen. Zum einen die Verweildauer im ‚Einsatzland‘: lebenslang

oder ein Jahr. Zum anderen das unterschiedliche Missionsverständnis: als ‚göttlicher Auftrag zur Bekehrung von Andersgläubigen‘ oder als ‚säkularer Auftrag‘, anderen zu helfen, um es überspitzt zu formulieren. Anhand der Themen Missionsdienst als Entfaltungsmöglichkeit, Anstöße aus dem familiären Umfeld, des Wunsches zu helfen, pädagogischer Begleitung sowie Mitlebezeit und Betreuung nach dem Auslandseinsatz können die Motivation und das Selbstverständnis heutiger ‚Missionar:innen auf Zeit‘ sehr gut aufgezeigt werden. Es sind in der Regel christlich sozialisierte Jugendliche, die diesen Dienst antreten, dennoch ist nicht ausschließlich die religiöse Identität ausschlaggebend für die Motivation, einen solchen Schritt zu wagen. Teils ist es Abenteuerlust, teils ist es der Einfluss der Familie, teils dient der Einsatz als Orientierungsphase für das weitere Leben. Dickerhoffs Fazit besteht darin, dass sie ihre eingangs gestellte Frage, ob es noch traditionelle Missionarinnen gibt, verneinen muss, obwohl es zwischen den Missionarinnen von früher und den ‚Missionar:innen auf Zeit‘ dennoch Gemeinsamkeiten gibt: Beide müssen sich in einer ‚fremden‘ Kultur zurechtfinden, bestimmte Regeln erlernen, kurz: sich neu orientieren. Um den grundlegenden Unterschied nochmals zu verdeutlichen, stellt sie abschließend eine sehr interessante These auf, indem sie Victor Turner als Referenz angibt. Nach seinem Verständnis von Schwellenzuständen in kommunitären Gemeinschaften wären die frühen Missionarinnen quasi Neophyten, die mehrere Phasen durchlaufen, um schlussendlich in die Gemeinschaft integriert werden zu können, während die heutigen ‚Missionar:innen auf Zeit‘ als die „Praktikantinnen der Neophyten bezeichnet werden könnten. Sie seien nur zu Besuch auf der Schwelle, die die Neophyten aber überschreiten müssen“ (S. 100). Diese durchaus scharfsinnige Überlegung müsste allerdings anhand weiterer Forschungen bestätigt werden.

Der zweite Teil des Werkes, der den größten Umfang einnimmt, lässt in historisches Quellenmaterial eintauchen. Thema sind die katholischen Missionarinnen: ihre Alltagspraxis, ihre Motivation, ihr Reiseweg in die Mission, ihre Aufgaben vor Ort und ihr christliches Selbstverständnis. Der visuelle Zugang anhand zahlreicher Fotografien macht diesen Teil des Buches sehr lebendig. Die Reiseberichte sind nach den Einsatzländern der Missionarinnen gegliedert. Auch wenn die Autorinnen darauf hinweisen, dass diese Berichte auch im Hinblick darauf geschrieben worden sind, die Spendenbereitschaft der Heimatgemeinde zu erhöhen und nach Möglichkeit ‚neue‘ Missionarinnen zu rekrutieren, indem die Arbeit in der Mission als erfüllende und lebenswichtige Aufgabe geschildert wird, sind diese Quellen darüber hinaus von großem Wert, da sie detaillierte Einblicke in für viele unbekannte Denk- und Lebensweisen bieten. Auch und gerade, weil sie persönliche Befindlichkeiten, Ängste und Zweifel – wenn auch nur zwischen den Zeilen – erkennen lassen. Das Ende dieses Teils behandelt konsequenterweise auch den Abschluss des Lebens der Missionarinnen: Alter und Tod. Im Anhang findet sich noch eine Liste aller tätigen Missionarinnen, die beeindruckend anmutet.

Alles in allem bietet dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Lebenswelten katholischer Missionarinnen, wenn auch nur einer speziellen Gruppe, nämlich die der katholischen Missionarinnen aus dem Oldenburger Münsterland. Dennoch weist diese ‚Gruppe‘ auch über sich hinaus, ist somit vergleichbar auch mit den Lebenswelten zum Beispiel protestantischer Missionarsfrauen und bietet somit reichlich Stoff für weitergehende Forschungen. Und: Es rundet die vorhergehende Studie zu dem von Christine Aka verfassten Werk „Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Ordensfrauen aus dem Oldenburger Münsterland in verflochtenen Welten“ in gelungener Weise ab.

Dagmar Konrad, Basel

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.25>

**Kathrin Eitel (Hrsg.)**

**Klimageschichten.** Planet, Krise, Fiction. Münster: Edition Assemblage 2024, 120 S. ISBN 978-3-96042-184-9.

Beklemmend und persönlich wirken die neun Erzählungen zum Klimawandel. Nach einer knappen Einleitung von *Kathrin Eitel*, die leicht verständlich in Begriffe wie situiertes Verstehen und Klimawandelwissen einführt, geht es ebenso gut lesbar weiter. Jede der fiktiven, aber auf ethnografischer Forschung basierenden Geschichten begleitet Persönlichkeiten, mit denen sich Leser:innen auch jenseits der anthropologischen Fächer identifizieren können. Alle Protagonist:innen erfahren die Klimakrise auf die ein oder andere Weise und suchen nach einem Umgang damit.

Da ist zunächst die Ethnografin Juna in *Anna Lena Berchts* „Was, wenn es nicht mehr nach Fisch riecht?“. Die Protagonistin versucht, in ihren Gesprächen mit Stockfischproduzenten der norwegischen Lofoten das Thema auf lokale Auswirkungen des Klimawandels zu lenken. Die Autorin zeichnet Junas Überlegungen zum „richtigen“ Fragen nach existenziellen Sorgen und Identitätsverlust nach. Feinfühlig lässt sie sie darüber reflektieren, wie die Stockfischproduzenten ihre Ängste ihr gegenüber in unterschiedlichen Fragesituationen offenbaren.

„Yo no se mañana“ (Ich weiß nicht, was morgen ist) ist der titelgebende Song für die anschließende Erzählung von *Laura Otto*. Er verbindet die Geschichten von Carmelita und Robert, die beide auf der Suche nach einem guten Leben in El Paraíso, Chiapas, unterschiedliche Wege gehen. Während Carmelita dem früher starken Duft der Ataulfo-Mango in der Gegend hinterhertrauert und überlegt, wieder an die Küste zu ziehen, verlässt Robert Mexiko und kehrt zurück in die USA. In seinen Erinnerungen über seinen aufgegebenen Ökotourismusbetrieb in Chiapas taucht Soledad Flores auf. Sie ist pensionierte Wissenschaftlerin und Expertin für Seegrass, ihr Herzenthema, das jedoch mehr und mehr von übelriechenden Küstenalgen (Sargassum)

verdrängt wurde. Die Geschichten der drei Protagonist:innen sind von Suchbewegungen geprägt: von dem Versuch, inmitten des Klimawandels doch noch etwas von dem wiederzufinden, was einmal war.

Als „Wiener Wüste“ lernen wir in der nächsten Erzählung die Gegend um den Neusiedler See kennen. *Christian Elster* nimmt uns hier mit zu Lisi, die seit vier Jahren in Pension ist und schon als Kind mit ihren Eltern zur Sommerfrische an den See kam. Neben ihren langjährigen Beobachtungen zur zunehmenden Hitze in den Sommermonaten erfahren wir von den Segellehrern Andi und Hannes sowie von Landwirt Walter, was die Austrocknung des Sees für ihre Alltage bedeutet. Alle versuchen, Strategien zu entwickeln: Während Walter aufgrund der Absatzmarktlage nicht so einfach auf Hirse-, Okra- oder Olivenanbau umsteigen kann, baut Hannes auf die Erfahrungen der Vergangenheit. Der See hatte früher auch regelmäßig Niedrigwasserperioden und hierauf folgte in einem verlässlichen Rhythmus auch stets eine üppige Niederschlagsperiode. Lisi zweifelt an dieser Verlässlichkeit und stellt ihre Rückkehr im kommenden Jahr infrage.

Mit der Erzählung „Alte Männer und das Meer“ bringt uns *Tanja Ganzow* nach Águilas, an die südspanische Küste. Ein Fischer erzählt, wie er und seine Brüder zu Fischern wurden und weshalb er nicht an Land arbeiten möchte. Seine Beziehung zum Meer ist emotional, aber auch reflektiert. Er sorgt sich um das Meer und um das Leben darin und spürt die Veränderungen im Klima in kleinen Alltagshandlungen, etwa an der Oberflächenbeschaffenheit seiner Fangseile.

Mit einer Erschütterung startet Kathrin Eitels Geschichte „Stadtbeben“. May wacht auf und alles um sie herum scheint sich zu drehen und zu schwanken. Während sie die Erfahrung zunächst als Traum abtut und wir sie bei ihrem Arbeitstag als Abwasseringenieurin einer Stadt begleiten, wird immer deutlicher, dass der klimawandelbedingte Untergang der Stadt eine Zukunftsangst ist, die sie im ganzen Körper spürt: im Verlust ihrer Tochter, die sie für ihre Arbeit bei ihrer Schwester acht Fahrstunden entfernt lassen muss; aber auch in der Erkenntnis, dass sich die Löcher in den Rohren und in der Erde nicht so einfach „stopfen“ und die Fluten nicht so einfach stoppen lassen.

Die Perspektiven der Donaufische, vertreten durch einen Wels als pensionierter Leiter der Performativen Abteilung des Klimarechnungshofs, stehen in der Geschichte „Weißbartl – 100 Jahre Klimarechnungshof“ im Mittelpunkt. Das *Autor:innenkollektiv* versetzt uns mit den humorvollen Ausführungen des Fisches in einem Bericht rund um den Bau der Linzer Eisenbahnbrücke in die Zukunft, aus der der Wels heraus zur Menschheit in die Vergangenheit reist. Dabei spielen die Autor:innen gekonnt mit dem Unbehagen der Leser:innen angesichts der irritierenden Ratschläge eines Fisches: „Ihr Menschen seid nicht sehr wenig, braucht Hilfe. Das verstehen wir vom Rat multipler Spezien, besonders wir Fische“ (S. 112).

Zwischen die längeren Erzählungen sind kürzere Beiträge eingeflochten, die die Leser:innen mit den kämpferischen Motivationen von Aktivist:innen auf Fidschi, mit

der Alltäglichkeit der Stromausfälle in Südafrika und mit Vorstellungen von Wasser und Trockenheit im peruanischen Amazonasgebiet konfrontieren.

Angesichts der Hilflosigkeit und Betroffenheit, mit der viele Menschen den Klimawandel erfahren, zeigen die unterschiedlichen Geschichten die Stärke eines empirisch-kulturwissenschaftlichen Zugangs auf. Es wird erkennbar, wie vielschichtig diese Erfahrungen sind und dass die Antworten, die die Protagonist:innen darauf finden, kleinteilig auf die Herausforderungen vor Ort abgestimmt sein müssen; und dass wir nur in verstehenden Begegnungen (und sei es zwischen unterschiedlichen Spezies) voneinander lernen können. Das Buch ist ein starkes Argument für die Ethnografie, kurzweilig geschrieben und emotionalisierend. Ein bereichernder Einstieg in das *Climate Fiction*-Genre!

Victoria Huszka, Bonn

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.26>

**Felix Gaillinger/Anna Klaß (Hrsg.)**

**Ethnografisch Forschen mit Klasse.** Diskussionsbeiträge zur Produktion und Erfahrung einer vernachlässigten Strukturkategorie. *Kulturanthropologie Notizen* 86/2024. ISSN 2748–5943.

Mit ‚Klasse‘ adressiert die hier zu besprechende Ausgabe der *Kulturanthropologie Notizen* eine analytische Kategorie, der in der Empirischen Kulturwissenschaft gegenwärtig verstärkt Aufmerksamkeit zukommt. Einleitend legen die Gastherausgeber:innen *Felix Gaillinger* und *Anna Klaß* Überlegungen (a) über das Verhältnis von Klasse und Ethnografie, (b) über das Verhältnis von Klassenkonzeptionen untereinander wie auch (c) von Klasse(n)- zu Klassismusbegriff vor. Sie unterstreichen die Notwendigkeit, sich als ethnografisch arbeitende Wissenschaft mit den Spannungen und Herausforderungen auseinanderzusetzen, die „die Strukturkategorie und Erfahrungsgroße ‚Klasse‘“ (S. 3) für eine Disziplin mit sich bringt, deren Wissensproduktion als rationierend wie in Relationen verstanden wird. Als Ausgangspunkt und roter Faden dient hier wie in folgenden Beiträgen die Frage nach der Wirkmächtigkeit, die Klasse im ethnografischen Forschen entfalten kann. Postuliert vor dem Hintergrund der These, dass „sich das Vorhaben einer kritischen Kulturwissenschaft, die sich für soziale Ungleichheiten interessiert“ (S. 4) durch die Bezugnahme auf Klasse analytisch verdichte, heben die Herausgeber:innen diesbezüglich die Bedeutung von Begriffsarbeit und konzeptueller Sensibilität hervor, um den skizzierten Spannungsfeldern zwischen strukturalistischen, erfahrungsbasierten und mit Klassismus gekoppelten Verständnissen und Fundierungen von ‚Klasse‘ produktiv zu begegnen. Zugleich zeigen sie anhand der eingereichten Beiträge auf, wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Klassenposition und -erfahrung seitens der ethnografisch

forschenden Wissenschaftler:innen verhandelt und mit weiteren Erfahrungskategorien wie jenen von Geschlecht oder Migration in Bezug gesetzt wird.

Mobilitätserfahrungen im sozialen Raum sowie daraus abgeleitete Zwischenpositionen und -stationen prägen insbesondere jene Beiträge, die die eigene Herkunft ins Zentrum und ins Verhältnis zur eigenen wissenschaftlichen Praxis setzen. So blickt *Lydia Arantes* zurück nicht nur auf ihre berufsbiografischen Entscheidungen, sondern beschreibt diese als Resultat eines komplexen Gefüges aus familialen Herkunftsmilieus und Bildungsbiografie. *Marion Hamm* und *Janine Schemmer* zeichnen ihre Erfahrungen des Aufstiegs nach, der in einer von prekären Beschäftigungsverhältnissen geprägten Wissenschaft nicht zum Aufgehen in der dominierenden Mittelschicht führt. Stärker struktur- bzw. herrschaftskritisch intersektionale Prozesse rücken *Carolin Loysa* und *Natalia Picaroni-Sobrado* ins Zentrum, wenn sie Einblicke in ihre Forschungen in Mexiko respektive Chile und Uruguay geben. Während letztere insbesondere die komplexen wie situativen Konstruktionen von erfahrenden Klassifizierungen im Kontext von Feldbeziehungen herausarbeitet, begreift erstere in ihren ethnografischen Analysen Shopping Malls als „Master’s Tools“ und „Master’s House“ im Sinne Audre Lodes, verortet sich im Gefüge der dominanten *White Middle Class* und macht damit klug darauf aufmerksam, dass „as ethnographers we ourselves are at risk of becoming that same tool if we are unaware of our place and keep focusing on those excluded rather than on those excluding, unaware that notions of saviorism that fuel our discipline maintain those tools we thought we deconstructed“ (S. 58). Diese Verschiebung des Fokus ist insofern bemerkenswert, als sie zeigt, dass die so häufig aus einem beschriebenen Klassenaufstieg abgeleitete Perspektive nicht immer produktiv ist. Eine weitere Perspektivverschiebung schlägt abschließend *Stefan Wellgraf* in seinem Beitrag vor, in welchem er auf die deutsche Debatte um Klassismuskonzept und marxistische Klassenanalyse eingeht und anhand eigener Forschungen zur Schulform Hauptschule darauf hinweist, dass kulturwissenschaftlich-ethnografische Analysen beides nicht gegeneinander ausspielen, sondern fruchtbar nutzen sollten.

„Sprechen wir (wieder) über Klasse!“ (S. 5). Nach Lektüre des Themenheftes stellt sich die Frage nach der Produktivität dieses Sprechens. Der Band fokussiert vor allem auf das *Wir* der Forschenden, welches die ethnografische Wissensproduktion prozessiert. Mit Blick auf ein *Wie* gehört dann kritisch zu fragen, wie Nähe, Zugehörigkeit und das In-Beziehung-Setzen zur ‚Arbeiter:innenklasse‘ und zum ausgemachten Unten für den Erkenntnisgewinn genutzt werden. Diesbezüglich wird in dem Themenheft der Wert von Reflexion und eigener Position auf die Hervorbringung ethnografischen Wissens in seinen Konsequenzen überzeugend dargelegt. Die Einleitung selbst bietet explizit kritische Überlegungen zu Selbstreflexion, Aufsteiger:innennarrativen und wissenschaftlichen Arbeitskontexten an. Für meinen Geschmack ist dennoch in Teilen ein Zuviel der „Selbstthematizierung“ (S. 14) zu

verzeichnen, woraus sich weitere Überlegungen ergeben: Wäre nicht noch stärker zu fragen, über wessen Klasse bisher nicht gesprochen wird? Und wäre im Anschluss daran nicht in der ethnografischen Reflexion und darüber hinaus stärker zu fragen, welche Konsequenzen sich daraus für unsere Wissensproduktion heute ergeben? „Sprechen wir (wieder) über Klasse!“ (S. 5) erscheint mir ein wichtiges Plädoyer und die versammelten Aufsätze in der Tat „Reflexionsangebot“ (S. 14), aber eben auch Anregung, über Formen des Wissen-Schaffens nachzudenken. Dem Themenheft seien daher viele Leser:innen gewünscht, die sich mit Klasse als theoretisch-praktische Perspektive der ethnografischen Praxis auseinandersetzen möchten.

Nadine Wagener-Böck, Kiel

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.27>

### Christina Besmer

**Quartier und Nachbarschaft machen.** Eine stadtethnographische Untersuchung in Basel über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten. Münster: Waxmann 2023, 392 S. (culture [kylty:r], Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 10; zgl. Basel, Univ., Diss., 2019). ISBN 978-3-8309-4755-4.

Die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven hält in ihrem Band „Stadtforschung ist Gesellschaftsforschung“ aus der Perspektive der Kulturanalyse fest, dass „Gesellschaft als Miteinander von Menschen mit dem Ziel der sozialen Organisation eines Gemeinwesens [...] in städtischen Situationen greifbar, erforschbar und verstehbar [wird]“ (2021, S. 15). In der vorliegenden Untersuchung von Christina Besmer geht es in diesem Sinne um Vergesellschaftung im Kontext des Städtischen, im Mittelpunkt ihrer akteurszentrierten Forschung steht das Quartier als soziale Formation. Unter einem Quartier – der Begriff ist dem Französischen entlehnt – wird in der Schweiz ein Bezugssystem verstanden, das nicht zwingend einem ganzen Stadtteil entsprechen muss. Vielmehr geht es um einen Sozialraum, in dem Menschen zusammenleben, sich versammeln, Deutungen aushandeln und gleichzeitig in organisatorische Strukturen eingebunden sind. Die Stadt Basel, in der Besmer ihre ethnografische Studie verortet, besteht aus insgesamt 19 Quartieren. Eine vergleichbare Größe in anderen Städten markieren die Bezirke mit ihren Bezirksverwaltungen, die das Stadtleben auf Alltagsebene moderieren.

Stadtteile, Distrikte, Viertel und Nachbarschaften, *Neighbour-/Hoods* oder auch *Corners*/Straßenecken sind ein probater Topos der Stadtforschung – insbesondere in der US-amerikanischen Tradition der „Chicago School of Urban Sociology“. Aber auch in der internationalen Forschungslandschaft, u. a. in Brasilien, in Vietnam oder im Iran, und der deutschsprachigen Stadtanthropologie ist diese Perspektivierung des Lokalen ein geradezu klassisches Thema. Erwähnt sei an dieser Stelle insbesondere

Gisela Welz' Standardwerk zur Bedeutung des „Street Life“ für die Bewohner:innen eines Blocks an der Douglass Street in Brooklyn, New York (1991). Vor diesem Hintergrund hat sich Christina Besmer mit der Herstellung städtischer Räume in Basel befasst und ist deren (Re-)Produktion auf der Ebene des Quartiers nachgegangen. Ihrer Studie liegt die Beobachtung zugrunde, „dass Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft als *lokale* Sozialräume – trotz wiederkehrender Diskurse über Entterritorialisierung und Anonymisierung – nach wie vor wichtige Aspekte städtischen Lebens sind“ (S. 10). Im Fokus ihrer fundierten Auseinandersetzung mit dem *Social City Life* steht die alltägliche Praxis des „Nachbarschaft-Herstellens“ von Stadtbe-wohner:innen. Wie Christina Besmer weiter ausführt, war es „[d]as Ziel [...], ausgehend von Basel nachzuvollziehen, wie, wozu und in welchen Kontexten verschiedene Akteur\*innen auf die Konzepte Quartier und Nachbarschaft Bezug nehmen und wie sie diese als urbane Nahräume und Sozialitäten deuten, machen, nutzen und verhandeln“ (ebd.). Der Stadtforscher und Publizist Christoph Laimer hat im Zusammenhang mit der fortschreitenden Ökonomisierung des Stadtraums in der Zeitschrift *dérive* (Nachbarschaft, 2018, S. 5) auch das politische Potenzial von Nachbarschaften im Hinblick auf Zusammenschlüsse, Aktivismus und Informationsaustausch hervor-gehoben.

Wesentlich für die Blickrichtung der vorliegenden Studie ist die epistemologi-sche Idee der Kulturanalyse, wie sie der Kulturwissenschaftler Rolf Lindner bezug-nehmend auf die Cultural Studies schon vor rund 20 Jahren formuliert hat (Vom Wesen der Kulturanalyse, 2003). In der Umsetzung ihrer Forschungsfrage koppelt Chris-tina Besmer das von Lindner postulierte ganzheitliche „Denken in Konstellationen, in Nachbarn, Konkurrenten und Vorbilder[n]“ (ebd., S. 181) mit einer multimetho-disch angelegten Feldforschung. Theoretisch verbindet sie den kulturanalytischen Zugriff mit praxeologischen Überlegungen und dem Konzept der *urban assemblages* (I. Farías/T. Bender, 2011), um „Quartier- und Nachbarschaftspraxen als *fluide* relationalle Geflechte zu konzeptionalisieren“ (C. Besmer: Quartier und Nachbarschaft, 2023, S. 51). Die Dramaturgie der Arbeit ist klar ersichtlich und lässt entsprechend Raum für komplexe theoretische Überlegungen, die sich an der einen oder anderen Stelle aber mitunter auch ein wenig zu weit verzweigen.

Bei dem praxeografischen Vorgehen im Feld steht das *Doing* im Fokus (M. Knecht: *Nach Writing Culture*, mit Actor-Network, 2013). Im Rahmen ihrer Studie nimmt Christina Besmer materielle und immaterielle Aspekte, menschliche und nicht-menschliche Akteur:innen in den Blick. Beforscht wurde dabei kein einzelner Ort, stattdessen hat sie ihr Feld in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Quar-tieren selbst hergestellt. Besmer ist der Territorialisierung des Raums mittels Karten ebenso nachgegangen wie der Herstellung von Nachbarschaften über kommerzielle Apps und Bottom-up-Projekte, dem eventisierten Erfahren von Gemeinschaft beim Müllsammeln oder partizipativ angelegten Stadtentwicklungsformaten. Die Kultur-

wissenschaftlerin schließt ihre Ausführungen mit einer deduktiven Reflexion in doppelter Hinsicht. Zum einen geht es um eine „praxis- und assemblagetheoretisch fundierte[.] Kulturanalyse“ (S. 354), zum anderen um abschließende Gedanken „[z]ur gegenwärtigen Relevanz von Quartier und Nachbarschaft und deren Erforschung“ (S. 357). Besmer kommt dabei zu dem überzeugenden Schluss, dass die Erweiterung der Kulturanalyse um Assemblage-Theorien deren relationales Verständnis noch umfassender denken und untersuchen lässt. Mit Blick auf das Feld hebt sie hervor, dass das Quartier keine feststehende Entität bildet, sondern immer wieder hergestellt wird und verhandelt werden muss. Dieser Notwendigkeit wohnt auch der politische Charakter des Quartiers inne, in der flüchtigen Moderne bleibt Nachbarschaft damit relevanter Schauplatz von Versammlungen.

*Simone Egger, Saarbrücken*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.28>